

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die badische Schule

Die badische Schule

Verantwortlich: Ernst Niebel, Heidelberg-Kirchheim, Leisberg 19

Kurt Maßmann / Das ewige Deutschland.

Wie könnte
noch Deutschland sein,
das so oft blutende,
tausendfach schon zerrissene
und doch immer wieder
auferstehende Deutschland
im Geiste und in der Macht,
wenn nicht
heilige Schicksalsbestimmung
läge beschlossen im deutschen Sein!

Jahrhunderte schon
schlief wohl Deutschland
schweren Schlaf in den Ketten
aus Sattheit der trägen Ruhe
oder übermächtig gewordener
feindlich vermessener Völker, —
aber wenn die Zeit erfüllt war,
erhob sich, spottend der Ketten,

der ewige Deutsche
und waltete seines Amtes
auf dieser Erde.

Leben ist Aufgabe,
höchste Verpflichtung dem Gott,
der Leben schuf und die Erde!
Und das deutsche Sein
hat höhere Aufgabe
als manches andere,
das deutsche Volk
trägt größere Verantwortung
unter den Völkern der Erde,
das Reich der Deutschen
ist das Reich über den Reichen!

Schwerer ist es drum,
als Deutscher zu leben,
und stolzer!

Aus dem Band „Ewiges Deutschland“. Hymnen der jungen Nation. Wilh. Gottl. Korn Verlag, Breslau. (K. 1, —)

20 Jahre Weltkrieg,

15 Jahre Versailles.

Von Hans Eibl.

Bur Eröffnung der Konferenz der siegreichen Mächte im Januar 1919 sprach Poincaré sehr feierlich von den beiden Grundsätzen, deren Kampf den Inhalt des großen Krieges gebildet habe, dem Recht und der Gewalt, und warf den Mittelmächten zwei unvergeßliche Verbrechen vor, das Ultimatum an Serbien und den Durchmarsch durch Belgien unter Verletzung der belgischen Neutralität. Daß der Sinn des auch heute noch andauernden Ringens die Auseinandersetzung zwischen Recht und Gewalt ist, darin hat Poincaré recht. Aber die Rollen hat er vertauscht.

1. Das österreichisch-ungarische Ultimatum an Serbien und Deutschlands Eintreten für die Donaumonarchie waren politisch und sittlich berechtigt. Es ist heute erwiesen, daß es eine serbische Irredenta gab, die auf die Zertrümmerung der Donaumonarchie hinarbeitete. Der Ausgang des Krieges entsprach diesem Plane. Rußland hat die Zertrümmerungspolitik unterstützt, um sich die Vorherrschaft über den Balkan und die Kontrolle der Meerengen zu verschaffen. Der Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand galt als der Staatsmann, der durch eine Neugliederung nach dem Grundsatz nationaler Gruppen mit weitgehender Autonomie Österreich-Ungarn zu einem mächtigen Reiche von starker Anziehungskraft auf die Balkanflawen ausgestalten wollte. Deshalb stand er der serbischen Irredenta im Wege und mußte nach den Grundsätzen einer kompromislosen serbischen Einigungspolitik fallen. Die serbische Regierung wußte von dem Plan des Mordes und ließ die revolutionäre „schwarze Hand“ gewähren. Darüber berichten Enthüllungen über die Verantwortlichkeit dieser Organisation (der Memoirenbeitrag des serbischen Unterrichtsministers Jovanović in dem Sammelwerk „Blut des Slaventums“, 1924), und das Werk von Boghitschewitsch „Die auswärtige Politik Serbiens“, 1903 bis 1914, (3 Bände, Brückenverlag, Berlin). Im Vorjahre erschien ein interessantes Buch von Pozzi, einem französischen Journalisten (La guerre revient, Paris, Berger, 1933), der von seinem intimen Freund Dragomir Stefanović, ehemals serbischem Geschäftsträger in Paris, später Mitdirektor der Nationalbank in Belgrad, folgendes erzählt: „Wenigstens zehnmal hat Stefanović im Laufe der langen Unterredungen, die wir über die Ursachen des Krieges in Paris und später in Belgrad hatten, auseinandergesetzt, was er durch seine dienstlichen Funktionen über die Vorgeschichte des großen Krieges erfahren hatte. Es lastete

wie ein Alpdruck auf ihm. Immer wieder hob er die furchtbare Gefahr hervor, welche die in der ‚Schwarzen Hand‘ organisierten Panzerbrenner und ihre offiziellen Mitschuldigen leichten Herzens auf sich genommen hätten, als sie durch das Attentat von Serajewo die Weltkatastrophe hervorriefen . . . Ohne Zweifel war Pasić unterrichtet. Wir alle waren unterrichtet! Aber man konnte nichts tun . . . Wenn wir die Untersuchung, die das österreichische Ultimatum im Juli 1914 forderte, über uns hätten ergehen lassen müssen, wären wir auf frischer Tat ertappt worden.“ —

Das Ultimatum war also berechtigt, die Donaumonarchie war in ihrem Bestande bedroht, sich selbst zu erhalten war ihre Pflicht, da die Wahrung einer gegebenen allgemein anerkannten Rechtsordnung zu den internationalen Verpflichtungen gehört, der Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie aber eine der wichtigsten Voraussetzungen der damals bestehenden europäischen Völkerrechtsordnung war. Das Deutsche Reich handelte im Jahre 1914 nicht nur als treuer Bundesgenosse, sondern auch als Hüter der europäischen Rechtsordnung, als es zur Verteidigung Österreich-Ungarns in den Krieg eintrat. Gleichwohl drängte es bekanntlich nicht zum Kriege, vielmehr hat erst die russische Militärpartei durch die dem Zaren entrißene Order zur allgemeinen Mobilisierung Versuche zur friedlichen Schlichtung mit bewußter Absicht vereitelt. Die Konstatierung der Wahrheit über die Verantwortung hat den Zweck, eine gegen die Mittelmächte erhobene Anklage von grundlegender Bedeutung zurückzuweisen. Sie wird und soll aber das deutsche Volk nicht daran hindern, mit den aus der Donaumonarchie hervorgegangenen Völkern in ein erfreuliches Verhältnis zu treten. Freilich muß eine solche Politik der Annäherung nicht von opportunistischen Erwägungen allein, sie muß auch, und zwar in beherrschender Weise von sittlichen Grundsätzen geleitet sein. Ein solcher Grundsatz, vielleicht der wichtigste, ist die von den Vorkämpfern für die Neuordnung der europäischen Mitte gewonnene, vom deutschen Reichskanzler in seiner großen Rede vom 17. Mai 1933 verkündete Idee des Volkstumsrechtes.

2. Die belgische Neutralität war seit 1912 tatsächlich ein fezes Papier.

Der erste der beiden im Jahre 1919 von Poincaré erhobenen Vorwürfe ist in sich zusammengesunken. Der zweite Vorwurf, die belgische Neutralität betreffend, war im Munde von Poincaré geradezu eine Schamlosigkeit. Das haben die im Frühjahr 1931

veröffentlichten französischen Akten bewiesen, aus denen hervorgeht, daß der französische Generalstab es im Frühjahr 1912 für notwendig hielt, eine deutsche Truppenansammlung im Raume von Aachen (also auf deutschem Gebiet!) durch einen Einmarsch französischer Truppen in Belgien zu beantworten. Dieser Plan wurde von der französischen und der englischen Regierung gebilligt. Zwar erklärte Poincaré am 21. Februar 1912, eine derartige zuvorkommende Offensive über belgisches Gebiet würde nicht nur Europa, sondern auch Belgien gegen Frankreich einnehmen, fügte aber einschränkend hinzu, „wenigstens wäre es notwendig, daß ein Belgien-Einmarsch durch die positive Bedrohung eines deutschen Einfalles (wohlgemerkt: nicht erst durch diesen selbst, sondern schon durch die Bedrohung!) gerechtfertigt sei“. Fünf Wochen später, am 28. März 1912 schrieb er dem französischen Botschafter in London, Paul Cambon, im Hinblick auf die von Frankreich gefürchteten deutsch-englischen Entspannungsverhandlungen: „England darf sich nicht verpflichten, zwischen Frankreich und Deutschland neutral zu bleiben, selbst für den Fall, daß der Angriff scheinbar von uns ausgehen würde. Um nur ein Beispiel zu nennen: Könnte man uns gerechterweise die Verantwortung für einen Angriff zuschreiben, wenn eine Konzentration deutscher Truppen in der Gegend von Aachen uns zwingen sollte, zum Schutz unserer Nordgrenze auf belgisches Gebiet einzurücken?“ Im Laufe der von englischer Seite immer mehr in Form eines Rückzugsgefechtes geführten Verhandlungen hatte England an Stelle der von Deutschland gewünschten Neutralitätserklärung im Falle eines Konfliktes zwischen Deutschland und einer dritten Macht die viel weniger weitgehende, eigentlich selbstverständliche und daher nichtsbesagende Zusicherung geben wollen, daß England keinen unprovokierten Angriff auf Deutschland machen werde. Aber auch gegen diese Formel kämpften die Franzosen. Am 3. April erklärte der französische Botschafter de Fleuriau in einer mehrstündigen Unterredung mit Nicolson: „Der gefährlichste Satz der geplanten Erklärung ist folgender: England wird keinen unprovokierten Angriff auf Deutschland machen. Es ist schwer, den Ausdruck ‚unprovokierter Angriff‘ zu definieren. Deutschland kann durch seine Haltung Frankreich zu gewissen Maßregeln veranlassen, die den Anschein eines Angriffs haben würden, obwohl sie in Wirklichkeit Defensivmaßnahmen darstellen. Das würde z. B. der Einmarsch französischer Truppen auf belgisches Gebiet sein, den die englischen und französischen Generalstäbe als notwendig erachten.“ Sir Edward Grey fügte sich diesen Erwägungen, die französisch-englischen Verhandlungen über eine gemeinsame Operation auf belgischem Gebiete wurden fortgesetzt. Damit war die belgische Neutralität durch die Westmächte selbst tatsächlich als nicht mehr bestehend betrachtet. Poincaré erreichte durch seinen Widerstand gegen die deutsch-englischen Verhandlungen, daß diese abgebrochen wurden. Am 22. April 1912 telegraphierte de Fleuriau dieses Ergebnis nach Paris und fügte hinzu, daß sich Nicolson zu diesem Erfolge beglückwünsche. — Die Veröffentlichungen beleuchten einige Ereignisse aus den Tagen unmittelbar vor dem Kriege. Es wird verständlich, warum Grey auf die deutsche Anfrage, ob England in

dem Falle neutral bliebe, wenn Deutschland nicht durch Belgien marschierte, pathetisch erklärte, die belgische Neutralität sei kein Handelsgegenstand. Diese mit gespielter Feierlichkeit vorgetragene Äußerung verdeckt eine Verlegenheit. Grey hatte sich bereits der von Poincaré verfochtenen Auffassung gefügt, daß England auch einen französischen Einfall auf belgisches Gebiet unter Umständen als deutschen Angriff auffassen müßte.

Gesetzt, Deutschland wäre dem französischen Einmarsch in Belgien nicht durch einen raschen Durchmarsch zuvorgekommen, so wäre nach menschlicher Berechnung Belgien Kriegsschauplatz geworden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Alliierten die Neutralität Belgiens geachtet hätten. Die dreimalige Verletzung der griechischen Neutralität während des Krieges zeigt, daß zwischen 1912 und 1914 die sittliche Entwicklung der französischen und englischen Politik sich keineswegs so vervollkommen hatte, daß das, was im Jahre 1912 als eine berechnete und vernünftige Maßregel galt, im Jahre 1914 aus moralischen und rechtlichen Bedenken verwerflich erschienen wäre. Erwägt man dies, so kommt man zu dem Ergebnis, daß sich in diesem Falle das belgische Schicksal noch schlimmer gestaltet hätte, daß daher der Durchmarsch das geringere Übel war. Freilich kann man einem Belgier nicht zumuten, auf diesen Gedanken einzugehen. Denn ein wirklich erlittenes großes Unglück hinterläßt natürlich in der Seele einen größeren Eindruck als ein bloß mögliches noch größeres, das aber infolge des ersten Unglücks nicht eingetreten ist. Was sich aber auch im belgischen Publikum erreichen läßt, ist die Überzeugung, daß in den Augen der englischen und französischen Staatsmänner die belgische Neutralität bereits längst ein fetzen Papier war, bevor Bethmann-Hollweg sie als einen solchen erklärte. Ob es freilich Flug war, das zu sagen, ist eine andere Frage.

3. Die wirkliche Zerstörung des Rechtes durch hemmungslose Gewalt geschah durch die Siegermächte. Das deutsche Volk ist dadurch in die anfangs schwierige, aber ehrenvolle, und in der Zukunft auch glorreiche Lage gedrängt, der Herold eines neuen Rechtes werden zu müssen.

Auf Grund der Wilsonschen Prinzipien wurde am 5. November 1918 ein Präliminarfriedensvertrag geschlossen, der im Sommer 1919 von der Entente gebrochen worden ist. —

Die Erinnerung an Wilson und seine Grundsätze erregt bei den Deutschen Erbitterung, weil die idealen Prinzipien des amerikanischen Präsidenten bei vielen deutschen Kämpfern im Jahre 1918 das Vertrauen in die Rechtmäßigkeit der eigenen Sache erschütterten. Sie wurden und werden deshalb von vielen deutschen Patrioten als eine Kriegslist angesehen, welcher die Deutschen in naiver Gläubigkeit erlegen sind. Deshalb wollen diese Patrioten auch vom Präliminarfriedensvertrag vom 5. November 1918 nichts wissen. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß in der deutschen Öffentlichkeit der Vorfriedensvertrag nahezu unbekannt ist und seine ungeheueren juristischen und daher auch propagandistische Bedeutung überhaupt nicht ge-

würdigt wird. Das ist ein politischer Fehler, an dem die Vorherrschaft der Gefühle über den ruhig abwägenden Verstand Schuld ist. Man kann der Meinung sein, daß die Wilsonschen Grundsätze von der Entente-Propaganda als Kriegslist gebraucht worden seien; man muß sie aber natürlich, nachdem sie einmal zur Grundlage des Vorfriedensvertrages gemacht worden sind, nach Kräften ausnützen. Dabei zeigt sich, daß sich mit ihnen sehr vieles machen läßt, so viel, daß jene, die diese Prinzipien aus List propagierten, sich als betrogene Betrüger herausstellen werden, sobald die deutsche Propaganda mit Ernst und Beharrlichkeit die Bedeutung des Vorvertrages für den deutschen Aufstieg auswertet. Man kann den Vorgang mit einem strategischen Manöver vergleichen. Gesezt, es hätte der Kommandant unter feindlichem Druck sich entschlossen, einen Frontabschnitt zu räumen und die Linie auf eine gut gelegene und gut zu verteidigende Anhöhe zurückzuziehen, so wird nun auch derjenige mitarbeiten müssen, um diese neue Position nach Kräften auszubauen, der mit der Rückverlegung der Front nicht einverstanden war. So mag auch mancher beklagen, daß die verbündeten Mittelmächte sich überhaupt auf die Wilsonschen Grundsätze einließen. Nachdem es aber geschehen ist, muß man aus dieser Tatsache zur Befestigung der gesamtdeutschen Position herausholen, was zu holen ist. So müßte auch ein Politiker urteilen, der sich in seinem Handeln mehr von praktischen Erwägungen als von geschichtlichen Ideen bestimmen läßt. Ich glaube aber zeigen zu können, daß sich im Präliminarfriedensvertrag und dem, was darauf folgte, etwas viel größeres vorbereitet hat. Um bei dem strategischen Gleichnis zu bleiben: Diese rückverlegte, gut ausgebaute Position ist als Stützpunkt für einen großangelegten Vorstoß zu betrachten.

Zuerst ist die Vorgeschichte des Präliminarfriedens darzustellen, dann dieser selbst, dann seine Nachwirkung. Den Inhalt des Vorfriedensvertrages bilden im wesentlichen die Wilsonschen Grundsätze. Man spricht in der Regel von den 14 Punkten, aber der Präsident der Vereinigten Staaten hat viermal über seine Prinzipien gesprochen und im Ganzen 27 Punkte aufgestellt.

Die wichtigsten sind das Selbstbestimmungsrecht der Völker, wobei ganz besonders die Völker des mitteleuropäischen Raumes hervorgehoben wurden, Bestimmungen über eine gerechte Behandlung der kolonialen Ansprüche, wobei nicht nur die Rechte der beherrschenden, sondern auch die der beherrschten Völker berücksichtigt werden sollten, gleichmäßige Einschränkung der Rüstungen auf das mindeste mit der inneren Sicherheit verträgliche Maß, Gesellschaft der Völker auf Grund eines gemeinsamen Gesetzes, gleichmäßige Gerechtigkeit gegenüber allen und die Freiheit der Meere. Am 4. Oktober legte die österreichische Regierung durch Vermittlung der schwedischen Regierung, am 5. Oktober die deutsche Regierung durch Vermittlung der Schweiz dem Präsidenten Wilson nahe, einen Waffenstillstand und darauffolgende Friedensverhandlungen auf Grund der von ihm ausgesprochenen Prinzipien zu vermitteln. Am 18. Oktober antwortete Lansing der österreichisch-ungarischen Regierung, die Völker der Monarchie mögen selbst entscheiden, ob ihnen eine

bloße Selbständigkeit innerhalb der Monarchie genüge, sie seien frei, ihr weiteres Schicksal innerhalb der Familie der Völker zu bestimmen. In den durch mehrere Wochen ausgedehnten Verhandlungen zwischen dem Deutschen Reich und Lansing wurde festgesetzt, daß nur mehr über die praktischen Einzelheiten der Durchführung der Grundsätze, nicht mehr über diese selbst verhandelt werden dürfe, daß die Deutschen zum Beweise ihres guten Willens die besetzten Gebiete räumen müßten und daß der Waffenstillstand nach dem Gutachten der militärischen Sachverständigen der Alliierten in der Weise geregelt werden solle, daß die Deutschen die Feindseligkeiten nicht mehr aufnehmen könnten. Als darauf die deutsche Regierung am 27. Oktober antwortete, sie erwarte die Waffenstillstandsbedingungen, gab Lansing am 5. November 1918 im Namen der Verbündeten folgende Erklärung ab: Die Verbündeten-Regierungen sind bereit, mit der deutschen Regierung einen Frieden auf der Grundlage der Grundsätze vom 8. Januar und der späteren Erklärungen zu schließen, machen aber zwei Vorbehalte: Sie behalten sich die Auslegung des Punktes über die Freiheit der Meere vor, und Deutschland muß alle Schäden gutmachen, die durch seine Angriffe den zivilen Bevölkerungen der Verbündeten zugefügt worden sind.

Der darauf abgeschlossene Waffenstillstand führte zur Entwaffnung Deutschlands. Es ist aber ein Irrtum, zu glauben, daß Deutschland bedingungslos kapituliert, denn dem Waffenstillstand war ein Vorvertrag vorausgegangen. Wenn man unter Deutschen davon spricht, hörte man häufig die ironische Erwiderung: Was nützen die schönsten Verabredungen und Grundsätze, wenn sie nicht eingehalten und durchgeführt werden? Die so reden, tun sich dann in der Regel auf ihre praktische Klugheit etwas zugute und blicken mit Mitleid auf die Schwärmer herab, die in Idealen schweben. In Wahrheit sind jene überklugen Realisten politische Kinder, die nur nach dem nächsten Erfolg oder Mißerfolg urteilen und aus Mangel an Erfahrung keine klare Vorstellung haben von den langsam wirkenden Ideen der Geschichte und von der großen moralischen Macht, die in der Idee des Rechtes liegt. Die Entente hat den Krieg gewonnen, weil sie es verstand, viele Menschen davon zu überzeugen, daß das Recht auf Seite der Westmächte sei. Der Ironiker wird einwenden, das beweise eben, daß Recht und Wahrheit nicht ausschlaggebend seien, denn die Propaganda gegen die Mittelmächte sei eben verlogen gewesen. Auch das ist zu kurz gesehen. Es beweist in Wirklichkeit, daß die Menschen in der Politik unter anderem auch von Ideen bestimmt werden, nicht nur von Erwägungen des Vorteiles, sondern von Ideen, die sie für wertvoll halten — wobei zugegeben werden mag, daß die Verbreiter der Ideen aus eigenem Nutzen nicht immer die Wahrheit sagen werden. Daß die Menschen nach Ideen handeln, gereicht der menschlichen Natur zur Ehre. Es war eine politische Unterlassungssünde, daß die Mittelmächte es nicht verstanden hatten, die Welt schon lange vor dem Kriege von der Idee der Deutschen zu überzeugen, während es eine einleuchtende und gewinnende Propaganda für die französische und englische Sache gegeben hatte. Dieses Versagen der deutschen Propa-

ganda hat seinen Grund darin, daß es keine einheitliche deutsche Geschichtsauffassung gab. Außenpolitische Propaganda aber ist in Kleinmünze umgesetzte Geschichtsphilosophie. Auch heute hat die breite deutsche Öffentlichkeit noch nicht begriffen, wie wichtig es für das deutsche Volk ist, einleuchtende Ideen, vor allem die Idee des Rechtes in den Dienst der deutschen Werbung zu stellen. Deshalb ist auch die Kenntnis von den Vorgängen der Jahre 1918 und 1919 und ihre juristische und moralische Würdigung gar wenig verbreitet. Drei Viertel der Deutschen wissen es nicht, daß am 5. November 1918 ein regelrechter Vorfriedensvertrag abgeschlossen worden ist, und von denen, die es wissen, fühlen wieder drei Viertel es nicht, welche ungeheure moralische Einbuße die Entente dadurch erlitten hat, daß sie diesen Vertrag brach.

Denn der Vertrag ist gebrochen worden. Die endgültigen Verträge von Versailles und St. Germain setzen sich fast in allen Punkten über die verabredeten Bedingungen des Vorvertrages hinweg. Das Selbstbestimmungsrecht der Deutschen und anderer Völker ist mißachtet worden, die Kolonien wurden auf Grund einer lügenhaften Denkschrift Mandatmächten zugewiesen, ohne daß die berechtigten Interessen der Deutschen und die gerechten Ansprüche der eingeborenen Bevölkerungen berücksichtigt worden wären. Aus der Verpflichtung zu beschränkten Reparationen wurde das Zwangsgebot, Deutschland müsse grundsätzlich für alle von den Alliierten erlittenen Schäden bis an die Grenze des Möglichen aufkommen. Da aber die Machthaber doch das Gefühl hatten, daß dieses Vorgehen nach so feierlich verkündeten idealen Grundsätzen außergewöhnlich sei, hielten sie es für klug, das Außergewöhnliche durch die Fiktion zu rechtfertigen, daß es sich hier nicht um ein gewöhnliches Verfahren, sondern um die Bestrafung eines Verbrechers handle. In dem berüchtigten § 231 des Versailler Vertrages wurde Deutschland und seinen Verbündeten die Verantwortung für den Krieg aufgebürdet. Der Paragraph hat folgenden Wortlaut:

„Die alliierten und assoziierten Regierungen erklären und Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber für alle Verluste und Schäden verantwortlich sind, welche die alliierten und assoziierten Regierungen und ihre Staatsangehörige infolge des Krieges, der ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeter aufgezwungen wurde, erlitten haben.“

Die Deutschen haben diesen Paragraphen als eine Schande empfunden. Aber bei tieferem Nachdenken findet man, daß sich hier bewahrheitet, was in der Schrift steht: Ihr sammlet Böses gegen mich, aber Gott wandte es zum Guten. Durch diesen Paragraphen nämlich und die juristische Bedeutung, die ihm von führenden Staatsmännern der Entente beigelegt worden ist, wird der ganze Vertrag juristisch und moralisch entwertet. Als nämlich bald nach dem Abschluß des Vertrages in Deutschland sich eine mächtige Bewegung gegen diese ungerechte Beschuldigung regte und Stimmen laut wurden, daß Deutschland zu den größten Opfern bereit sei, wenn nur dieser Paragraph getilgt würde, da erklärten einflussreiche französische und englische Staatsmänner, darunter auch Mitschöpfer des

Vertrages, daß dieser Paragraph grundlegend sei und mit ihm der Vertrag stehe und falle. Nun ist aber für die Entscheidung der Frage nach der Verantwortung für den Krieg allein die Geschichtsforschung zuständig, und diese hat nach einer von den Gelehrten aller Kulturvölker eifrig betriebenen Geschichtsforschung festgestellt, daß von einer einseitigen Verantwortung der Mittelmächte am Weltkrieg keine Rede sein könne. Damit ist der Paragraph gefallen und mit ihm der Vertrag, und seine weitere Aufrechterhaltung ist reine Gewalt.

Wenn häufig gegen diese Argumentation eingewendet wird, daß Deutschland den Vertrag unterzeichnet habe, so ist darauf zu sagen, daß Deutschland den Vertrag mit samt seiner Voraussetzung unterzeichnet hat, also den Vertrag in seiner Konstruktion, der zufolge er nur unter der Annahme der einseitigen Verantwortlichkeit gilt. Für die Entscheidung, ob die Voraussetzung selbst richtig ist, ist aber ein Willensentschluß nicht maßgebend. Genau so, wie der Sachverhalt „zweimal zwei ist vier“ richtig ist und das Urteil „zweimal zwei ist vierzig“ falsch ist, unabhängig davon, ob ich einem dieser Urteile durch Unterschrift meine Zustimmung gebe oder verweigere, so wird auch durch eine deutsche Unterschrift unter den Vertrag die Frage nicht entschieden, ob die Mittelmächte für den Krieg allein verantwortlich seien oder nicht.

Der Friedensvertrag ist also ungültig, 1. weil und insofern er mit dem Vorfriedensvertrag, der nach wie vor die rechtsgültige Grundlage der aufzubauenen europäischen Ordnung bleibt, nicht übereinstimmt. 2. weil er auf der heute bereits als irrig erwiesenen Voraussetzung der einseitigen Verantwortung der Mittelmächte beruht.

Die Entente hat sich mit Torheit und zugleich mit Schuld beladen, als sie ihren Vertragsbruch durch die Fiktion eines Gerichtsverfahrens und eines Schuldspruches über die Mittelmächte vor dem sittlichen Gefühl der Weltöffentlichkeit zu beschönigen suchte. Denn der Vertragsbruch hört nicht auf, ein solcher zu sein, wenn die Frage der Schuld aufgeworfen wird. Vielmehr ist diese Verschiebung des Problems selbst ein neuer Vertragsbruch. Nach den ausdrücklichen Abmachungen vom Herbst 1918 handelte es sich nur mehr darum, die verabredeten Grundsätze im einzelnen durchzuführen, aber keineswegs darum, die Frage nach der Verantwortung am Kriege zu lösen. Aber auch wenn dieses Problem zur Erörterung gestanden hätte, so war die Art, wie es behandelt wurde, ein weiteres völkerrechtliches Verbrechen. Denn die Entente war gar nicht befugt, einen Schuldspruch zu fällen, weil sie gar nicht das Forum war, vor welchem die Schuldfrage hätte verhandelt werden können. Und wenn sie ein solches Forum gewesen wäre, so bestand ein weiteres Verbrechen darin, daß der Angeklagte ohne das Recht der Verteidigung, ohne die Möglichkeit einer Wahrheitsermittlung nur vorgeladen wurde, um seine Verurteilung durch einen Gerichtshof zu vernehmen, in welchem Kläger, Richter und Zeugen eine einzige Partei bildeten. Aber selbst wenn es einen regelrechten Gerichtshof gegeben hätte, so dürfte eine Kriegserklärung nicht als Verbrechen geklagt werden, weil es bis zum Kelloggpaß, der die Ächtung des Krieges

auspricht, allgemeine Überzeugung war, daß Kriegsführen kein Verbrechen sei, sondern eine ultima ratio, über welche verfügen zu Können zum Wesen der staatlichen Souveränität gehört.

Man muß diese gehäuften Frevel bedenken und erwägen, um das richtige Pathos der Distanz zu fühlen, welches den besiegten Deutschen gegenüber der Politik der übermütigen Sieger angemessen ist. Dieses Pathos der Distanz darf sich nicht in Dünkel und Hochmut umsetzen, es muß vielmehr der Ausdruck davon sein, daß sich das deutsche Volk zu einer Aufgabe berufen weiß. Diese Aufgabe ist die Wiederherstellung des Rechtes, die Schöpfung einer neuen Verfassung des Abendlandes auf Grund des Volkstumsrechtes und damit die Begründung einer neuen Friedensordnung. Neu ist diese Ordnung, denn neu ist der Gedanke, daß das Volkstum gemäß der Schöpfungsordnung mit einem ursprünglichen Rechte begabt ist. Ein neuer Stil des Denkens und des sittlichen Fühlens wird in dieser Verfassung des Abendlandes sichtbar. Volkstum als natürliche Verbundenheit der einzelnen, als natürliche Ganzheit von Blut und Geist verhält sich anders zum Staate und bringt einen anderen Staatsbegriff hervor als das Kollektivum aus Individuen, aus welchen die Theorie des 18. und 19. Jahrhunderts in gleicher Weise den absolutistischen, den demokratischen und den marxistischen Staat abgeleitet hatte. Im Volkstum wirkt ein göttlicher Gedanke, das Volkstum hat daher ein unveräußerliches Recht, der Staat gehört zu den Funktionen des Volkes, strahlt aus ihm aus, wirkt auf es zurück, wird von ihm gestaltet und gestaltet es selbst, aber der Staat ist nicht schlechthin souverän, er ist es weder nach innen, wo seinem Machtbereich durch die natürliche Entfaltung des Volkstums Grenzen gezogen sind, er ist es nicht nach außen, wo er mit anderen Völkern einer gemeinsamen sittlichen Ordnung eingegliedert ist. Wo ein Staat von einem einzigen Volke getragen wird, dort treten die inneren Grenzen des Staates nicht so deutlich hervor. Wo aber, wie es im mitteleuropäischen Raume die Regel ist, Staaten aus mehreren Völkern gebildet werden, die sich territorial nicht voneinander absondern lassen, dort ist es notwendig, das Recht des Volkstums gegen die Übergewalt des Staates zu schützen, dort wird auch die Priorität des Volkstums vor dem Staate deutlich erkennbar. Da nun keines Volkes Angehörige unter so viele mitteleuropäischen Staaten zerstreut sind, wie die der Deutschen, so haben die Deutschen das allergrößte Interesse daran, eine neue Auffassung vom natürlichen Rechte des Volkes durchzusetzen. Nur wenn dem Rechte des Staates Grenzen gezogen sind, nur wenn es ein von der Macht des Staates unabhängiges Recht gibt, ist es möglich, ideologisch der Unterdrückung deutscher und anderer Volksbestandteile durch fremde Völker entgegenzutreten.

Da sich das Volkstumsrecht leicht aus dem Selbstbestimmungsrecht der Völker herleiten läßt, — wenn auch zugestanden werden muß, daß der aus den mannigfaltigen Erfahrungen des mitteleuropäischen Raumes genommene Begriff des Volkstumsrechtes reicher und lebensnäher ist als der mehr formaldemokratisch gefärbte Begriff des Selbstbestimmungsrechtes —, so ist die Rechtskontinuität gewahrt. Das ist wichtig.

Wenn nämlich der Vertrag von Versailles äußerlich zusammenbricht, so wie er innerlich bereits zusammengebrochen ist, stehen wir nicht vor einem völkerrechtlichen Vakuum, sondern es lebt der Vorvertrag wieder auf. Es ist für diesen Fall wertvoll, daß er in seiner wichtigsten Bestimmung in sinnvoller Weise auf die Probleme der Gegenwart angewendet werden kann. Aber auch in anderer Hinsicht wird durch die Idee des Volkstumsrechtes die Rechtsüberlieferung gewahrt. Der verfassungsrechtliche Kampf um die Eingliederung von Volkstümern in eine Rechtsgemeinschaft höherer Ordnung bildete das gewaltige Thema der österreichischen Rechtsentwicklung seit dem Ausgang der Türkenkriege. Diese Auseinandersetzung hat am Schluß nicht so sehr durch die inneren Explosivkräfte, als vielmehr unter außenpolitischem Druck zur Auflösung der Donaumonarchie geführt, aber die in diesen langwierigen Diskussionen durchgedachten Prinzipien und Gesetzesbestimmungen sind eine bleibende Errungenschaft, die im Lauf der jetzt heranwachsenden Generation neuerdings zur Gestaltung des mitteleuropäischen Raumes herangezogen werden muß. Der wesentliche Unterschied freilich zwischen der österreichischen Vergangenheit und der mitteleuropäischen Zukunft liegt darin, daß in Zukunft die zwischenvölkischen Spannungen und Ausgleichungen sich nicht mehr in einem einzigen Großreiche vollziehen werden, sondern in mehreren kleineren, mehrvölkischen Staaten. Das ist eine Erleichterung, weil dadurch in jedem einzelnen Staate die Probleme weniger kompliziert sind. Durch die deutsche Ost-Orientierung und die deutschen Volkstumsprobleme im mitteleuropäischen Raume wird die gesamte deutsche Nation zur Lösung von Aufgaben herangezogen, die in den letzten zwei Jahrhunderten Sonderaufgaben der österreichischen Deutschen gewesen waren. Es ist kein Zufall, daß der Staatsmann, der entschlossen die Nation zu diesen Problemen zurückführt, der deutsche Reichskanzler, ein Österreicher ist.

4. Wir erleben in diesen Jahren und Jahrzehnten den Durchbruch einer neuen Weltanschauung und Lebensordnung, der Kampf um unser Leben, der zugleich ein Kampf um eine neue Rechtsordnung ist, ist die elementare Kraft, welche das neue Denken in die Geschichte des Abendlandes einführen wird.

Durch rund vier Jahrhunderte hat sich eine Lehre ausgebreitet, derzufolge der einzelne Mensch für sich sei, losgelöst von den anderen Menschen (Axiom des Individualismus), und der Mensch als Gattungswesen Herr der Wertordnung sei, daher bestimmen könne, was recht und was unrecht sei (Axiom der menschlichen Autonomie). Der Individualismus ist heute als eine gefährliche Einseitigkeit erkannt, die zur Auflockerung aller natürlichen Gemeinschaften führt, die Gefahren des Grundsatzes der sittlichen Selbstherrlichkeit des Menschen sind freilich noch nicht im gleichen Maße durchschaut. Aber die geistesgeschichtliche Bedeutung von Versailles und Moskau liegt in dem monumentalen Nachweis, daß eine Kulturgemeinschaft zugrunde geht, die aus dem Grundsatz der Selbstherrlichkeit des Menschen die letzten Folge-

rungen zieht. Vom Standpunkt dieses Irrtums aus ist es nämlich folgerichtig, wenn ein gegebenes Wort gebrochen, Lüge für Wahrheit, Gewalttat für heiliges Recht ausgegeben wird. Kann der Mensch festsetzen, was wahr und falsch, was recht und unrecht ist, dann ist ihm alles erlaubt. Die Deutschen aber müssen gegen diese Grundsätze ankämpfen, schon deshalb, weil diese Grundsätze das Vorgehen der Entente weltanschaulich rechtfertigen würden. Ist aber nicht alles erlaubt, ist es deshalb zulässig zu sagen, daß die sogenannten Verträge ein Frevel sind, dann stammt eben das Recht nicht aus der menschlichen Willkür, dann ist es Ausfluß einer übermenschlichen sittlichen Ordnung. Der einfachste und einleuchtendste Ausdruck für diese Wesenserkenntnis ist der Satz, daß das Recht aus einer gottgesetzten Ordnung herrührt, Satzung eines absolut souveränen und heiligen Willens ist. Wenn diese Erkenntnis sich durchsetzte, wäre auch sehr viel für den weltanschaulichen Frieden in Deutschland gewonnen. Um über den Zwiespalt der christlichen Bekenntnisse hinwegzukommen, dachten manche daran, die Deutschen auf ein Gebiet hinzulenken, das ein höherer Wert als die Wirtschaft und zugleich allen gemeinsam wäre: das wohlgeratene Leben. Ohne Zweifel ist körperliche Wohlgeratenheit ein herrlicher Wert und bei dem engen Zusammenhang zwischen Leib und Seele auch eine wichtige Grundlage der seelischen Gesundheit. Allein eine rein biologische Wertordnung wäre zur geistigen Vereinheitlichung der Nation aus folgenden Gründen nicht geeignet: 1. Die Deutschen sind ein Volk von weltanschaulicher Leidenschaft und wucherndem systematischem Bautrieb. Sie werden daher aus der Idee einer biologischen Wertordnung eine Reihe von Systemen entwickeln, die sowohl untereinander wie mit den historischen Kirchen in Gegensatz geraten werden, da jedes mit Totalitätsansprüchen auftreten wird. 2. Eine rein biologische Wertordnung ist auch deshalb nicht einigend, weil sie dem natürlichen Volksempfinden nicht entspricht. Nach diesem ist ein körperlich noch so wohlgeratener Mensch nichtswürdig, wenn er unsittlich oder grausam oder treulos ist. Also stellt das natürliche Volksempfinden die sittlichen Werte über die biologischen und auf diese Grundtatsache muß die nationale Erziehung Rücksicht nehmen. Eine rein biologische Wertlehre ist aber auch aus außenpolitischen Gründen unbrauchbar, denn wenn Recht und Wahrheit allein bedingt wären durch das biologische Recht einer Rasse und durch den Vorteil eines Staates, dann könnte Frankreich noch viel größere Gewalttaten als den Vertrag von Versailles nach einem von Deutschen verkündeten Grundsatz rechtfertigen. Ein französischer Ausrottungskrieg gegen Deutschland z. B. könnte ideologisch mit dem Argument begründet werden, daß das Lebensinteresse der französischen Nation die Reduktion der deutschen Nation auf ein Drittel ihres Bestandes erfordere. Es ist aber offenbar nicht Aufgabe einer deutschen Propaganda, einem Vernichtungskrieg gegen Deutschland die ideologischen Waffen zu liefern. Die rein biologische Wertlehre gehört auch geistesgeschichtlich gar nicht in die Zukunft, sondern in die Aufklärung der vergangenen Jahrhunderte. Sie beruht ebenso wie der heute viel geschmähte Liberalismus auf dem zweiten der beiden oben angeführten Axiome.

Die Lehre vom göttlichen Ursprung des Sittengesetzes dagegen, die Lehre von der allgemein verpflichtenden Norm, zu welcher allerdings die verschiedenen Völker und Rassen verschieden geartete seelische Voraussetzungen mitbringen, stimmt nicht nur mit dem natürlichen Empfinden, sondern auch mit der christlichen Überlieferung überein und ist in hohem Grade geeignet, den christlichen Bekenntnissen die noch immer nicht zerstörte Größe ihres gemeinsam sittlich-religiösen Erbes zum Bewußtsein zu bringen. Das Einigende soll nicht nur in der tieferen Wertordnung des Lebens, sondern auch in der höheren des Geistes und des Sittlichen gesucht werden. Wahrscheinlich ist es dort sogar leichter zu finden.

Damit erhält aber das Reichsbewußtsein der Deutschen erst seinen vollen Inhalt. Die meisten Deutschen denken sich unter dem Reich nur einen starken Staat. Nun ist allerdings der starke Staat die Voraussetzung eines Reiches, aber im Begriff des Reiches liegt mehr als im Begriff des Staates. Der Staat hat den Zweck, seinen Bürgern die Entfaltung des vollen Lebens, zu welchem auch die Schaffung und Vermehrung der geistigen Güter gehört, zu gewährleisten. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Staat der Rechtsordnung und den Fragen des wirtschaftlichen Lebens besondere Aufmerksamkeit zuwendet, da die Wirtschaft jeder Form des Lebens, dem Körperlichen, dem Seelischen und dem Geistigen, die unerläßlichen Voraussetzungen liefert und die Rechtsordnung eine möglichst reibungslose Betätigung verschieden gearteter und verschieden gerichteter Menschen zu einer Gesamtleistung sichert. Aber in der Idee des Reiches ist außerdem der Gedanke enthalten, daß ein Volk durch seine Selbstverwirklichung eine allgemein gültige Aufgabe zu erfüllen hat. Erst durch eine Reichsidee wird ein Volk zu einem führenden Volke. Das Dritte Reich käme über das Zweite Reich, das vom preußischen Staatsgedanken geprägt war, nicht hinaus, wenn es nicht einen geschichtlichen Auftrag übernehme. Dieser Auftrag ist eben die neue Ordnung auf der Grundlage des Volkstumsrechtes. Ihm fügt sich die biologische Erneuerung ein, denn Blut und Rasse sind die naturhaften Grundlagen des Volkes, ihm fügt sich auch die schicksalsmäßige Politik der Neuordnung im mitteleuropäischen Raum ein, — denn dieser Raum kann gar nicht von der Staatsidee allein geordnet werden, weil Staatsgrenzen und Volksgrenzen sich im Völkerverzahnungsgebiet nicht decken. Dieser Auftrag fügt sich endlich dem geistesgeschichtlichen Wandel ein, der sich heute vollzieht. Damit erhält aber die Idee des „Dritten Reiches“ erst ihren vollen Sinn, denn das werdende Reich der Deutschen soll doch wohl nicht in dem bloß äußerlichen Sinne der Aufzählung, sondern auch in dem tieferen Sinne der Zusammenfassung ein Drittes sein: in dem künftigen Dritten Reiche muß sowohl die staatliche Überlieferung des Zweiten, wie die über Staats- und Volksgrenzen hinauswirkende Ausstrahlungskraft des Ersten vereinigt werden.

Damit wäre aber etwas gewonnen, was den Deutschen bisher gefehlt hat, ein einheitliches Geschichtsbild, in dem alle Teile der Nation, sowohl die beiden religiösen Hauptbekenntnisse, wie die beiden wichtigsten geschichtlichen Traditionen vereinigt wären. Die ungeheuerere politische Durchschlagskraft einer sowohl ein-

heitlichen, wie gegenwartsnahen, wie in die ferne Vergangenheit zurückreichenden Geschichtsüberlieferung leuchtet ein.

Am 14. Oktober 1933 sprach der deutsche Reichskanzler die einleuchtenden Worte: „Wenn das Recht endgültig der Gewalt weicht, wird eine dauernde Unsicherheit den Ablauf aller normalen Funktionen im Völkerleben stören und hemmen.“ Damit hat der Führer der Deutschen das vor 15 Jahren von Poincaré angeschlagene Thema

aufgenommen; aber die Rollen sind jetzt richtig zugewiesen. Der Kampf der Deutschen um ihr Leben ist zugleich ein Kampf um das Recht als Grundlage einer vernünftigen Ordnung. Wenn aber das Recht das Thema der deutschen Politik sein soll, dann muß es ein von der Gewalt unabhängiges Recht geben, und die Deutschen müssen daran glauben und die politische und geistesgeschichtliche Tragweite dieses Glaubens erkennen.

Gerhard Scholz Die deutsche Wehrmacht in der Geschichte der Nachkriegszeit.

Wus dem Dritten Reich ist die deutsche Wehrmacht nicht wegzustreichen¹. Sie bedeutet mehr als das Verlangen der endlichen Gleichberechtigung des Reiches unter den Nationen und mehr als die politisch selbstverständliche Forderung nach den materiellen Mitteln und der nationalen Dienstpflicht. Die deutsche Wehrmacht ist ein Teilausdruck des Wesens unseres Geistes, sittliches „Rückgrat“, innere Haltung, Tatbereitschaft, Opferwilligkeit — sie ist Form des nationalen Heroismus. Auf der Durchdringung des ganzen Volkes mit diesem Geiste, der an das Erbe der Gefallenen des Großen Krieges anknüpft, ruht das Reich.

Das Wissen um die geistigen und materiellen Bedingungen unserer nationalen Wehrhaftigkeit gehört zu den Bildungsgütern unserer Zeit. Dieses Wissen zieht seine aus der politischen Erfahrung gewonnenen Lehrsätze aus der Geschichte. Es bezieht die praktischen Forderungen auf unseren nationalen Staat und begründet sie aus dessen geschichtlicher und kultureller Lage geopolitisch, bevölkerungspolitisch und wehrtechnisch. Alles Wissen um die nationalen Wehrbedingungen hängt aber im „luftleeren Raum“, wenn dabei vergessen wird, daß die deutsche Wehrmacht (das Reichsheer) der Gegenstand und der Nährboden der Erfahrung in allen diesen Dingen ist. Das Wissen um unser deutsches Meer muß das Selbstverständliche sein. Es ist die wahre Voraussetzung alles Redens und Denkens über deutsche Wehrfragen und das Abc aller Wehrpolitik. Denkt man an diese Notwendigkeit, so wird deutlich, daß wir in allem für die praktische Ausbarmachung bestimmten Schulwissen noch auf der ersten Stufe des Anfanges sind. Wird das Wissen um die Organisation der nationalsozialistischen Bewegung durch deren Dienststellen schon von der Zeit der Zugehörigkeit zum Jungvolk an vermittelt und durch die Schule gestützt, so wird man notwendig das Wissen um die nationale Wehrmacht in den Schulunterricht (Geschichte, Heimatkunde, Staatskunde) hereinnehmen müssen,

¹ Siehe Schmitthenner, „Die badische Schule“, Folge 4.

wenn nicht eine wesentliche Teilseite unseres Staatswesens unterschlagen werden soll.

Wie die sachliche Prüfung ergibt, stellt dies auch an den Lehrenden die Forderung einer Bestandsaufnahme seines einschlägigen Wissens; es ist oft genug auf Kriegserinnerungen oder mehr oder weniger bruchstückhafte Kenntnisse aus den öffentlichen Darbietungen in der Presse oder in den Bildauschnitten des Kinos im wesentlichen beschränkt. Das genügt nicht, wenn man schon der Wehrmacht eine irgendwie bedeutende Rolle im Staatsaufbau zuerkennen mag.

Über die Bedeutung der Wehrmacht im Staat belehrt ganz besonders die Rolle der deutschen Wehrmacht während der dunkelsten Zeit nach dem Niedergange des Großen Krieges. Die Behauptung der Bedeutung der Wehrmacht während der Zeit von 1919 bis 1933 scheint im Zustande der deutschen Abrüstung ungerechtfertigt und verwunderlich. Man hat selten während dieser Zeit von der deutschen Wehrmacht gesprochen. Es wird sich aber erweisen, daß die nationale Revolution ohne die deutsche Wehrmacht — als Mitträgerin! — nicht zu denken ist. Trug die NSDAP. den politischen Kampf — so die Wehrmacht den nationalen Staat.

Das morsche Gebäude der staatlichen Form „von 1919“ zerbrach, als seine Zeit ausgetragen war bis zur letzten Stunde. Was blieb und was sich als materiell (dies im Zustande der Abrüstung innerhalb der gegebenen Grenzen des Menschenmöglichen) und sittlich in Form erwies, das war der in der Wehrmacht verkörperte Kern des Staatswesens, die Staatsgewalt. Als die geschichtliche Stunde der Wende gekommen war, war das politische Machtgefüge der SA. zur Stelle; aber erst die Verbindung zwischen der Wehrmacht und dem in der SA. verkörperten politischen, nun von verwandtem Geiste erfüllten Volkstum ergab die geschichtliche Grundlage des neuen Staates. Die Wehrmacht war die Trägerin und Hüterin der nationalen, geschicht-

lichen Überlieferung. Bei aller Treue solcher Bewahrung erwies sie sich frei von reaktionärer Erstarrung. Die SA. trug den teuer erkämpften politischen Sieg, die Wehrmacht den „Staat“; und weder diese noch jene für sich allein die staatliche Form: nur beide Schulter an Schulter, Volkstum und Wehr.

Daß die Wehrmacht nach einem Marsche durch ein von Not, würgender Bedrückung und von Bitternissen verdunkeltes Jahzwölft und inmitten einer Welt der Auflösung und Zerfetzung, der politischen Zermühtigkeiten und der weltfremden Ideologien sich unberührt von allem Niedergang erwies und bereit war, dem Führer zu folgen, als seine Stunde kam, das ist das bleibende Verdienst der beiden Männer, deren Namen in unserer Geschichte verzeichnet bleiben werden: hat Seeckt die nationale Wehrmacht in persönliche Form gegossen, so hat Blomberg sie mitten in unser Volk geführt.

Auf eine dem geschichtlichen Andenken unvergängliche Weise hat Seeckt die Wehrmacht soweit dem Staate entzogen, als dies praktisch möglich war; er hat diesen wenig mehr als Finanzgeber sein lassen. Dabei wogen billige Zugeständnisse leicht auf der Hand, ohne anzurühren. Läßt sich für unsere Zeit im Sinne unserer Weltanschauung das Wort prägen: Volk und Wehr und Staat sind eins, so gilt für die Zeit Seeckts die geschichtliche Formel: *Seer im Staat*. Seeckt hat die vom Unglücke der Nation zutiefst getroffene Wehrmacht im Zustande der vielfachen Verwundung dem öffentlichen Blickfelde schweigend entrückt und auf sich selbst gestellt. Über eine dunkle Zeit hinweg war die Wehrmacht allein, farg in Worten, gepreßt unter dem würgenden Drucke von außen, und straff gespannt unter solcher Last. Dabei sank eine Epoche zu Boden, deren politische Führer ihre Ideale in der Entbehrlichkeit der Wehrmacht gesucht hatten. Als ein wahrer Fremdkörper im nun anscheinend glücklich passivierten Volke erschien ihnen die Wehrmacht. Als Reaktionäre erschienen die Offiziere des Reichsheeres — und sie waren es, im Sinne der Behütung des ihnen anvertrauten geistigen Gutes der nationalen Ehre, immer in fühl anwehender Entfernung von den Geistern der irrlichternden Zeit. Selten war der offene Konflikt zwischen Politiker und Soldat. Er ward seitens der soldatischen Führer nie gesucht, und wo er war, augenblicklich ausgetreten. Die Loyalität der Führer war aufrichtig, der öffentliche Gehorsam außer dem Zweifel, undurchsichtig die interne Wehrpolitik. Die Verwandlung der aus dem Friedensdiktate erpressten Wehrform zum Besten, das menschlicher Geist und Wille zustandebringen konnten, die Benützung des Unzulänglichen zur Schaffung eines leistungsfähigen Werkzeugs der Politik — und zum *Muster eines* gegenüber dem Volke anschaulichen Vorbildes für bestimmten Lebensstil ist das persönliche Werk Seeckts. Daß alle Form die Zucht der Haltung des einzelnen verlangt, war der erste von ihm wieder in Geltung gebrachte Leitsatz im Aufbau der Wehrmacht. Das reichte für sich schon hin, um einen Gegensatz zu den prominenten Vertretern eines „freiheitlichen“ Lebenszuschnittes zu erzeugen. Auf die alten Grundbedingungen der Vor-

verpflichtung, der Verantwortung und der Ehre wurde ein Offizierkorps gebunden, das zwar durch die Besten der Älteren noch ein Halbjahrzehnt gestützt ward, das aber bald in einen schnellen „Blutwechsel“ geriet, um nicht zu überaltern. Ein paar Generationen sind während des Jahzwölfts der Zwischenzeit aus der Wehrmacht ausgeschieden, der Stamm der Kriegserprobten schmilzt von Jahr zu Jahr, und das Werkzeug hat nicht darunter gelitten. Das bedeutet eine außerordentliche Führerleistung. Jahrelang war der Mannschaftsbestand der Wehrmacht sehr gemischten Charakters; er entsprach nicht dem Wünschenswerten. Die Erhaltung eines frischen Geistes bei Langdienenden, denen über 32 Jahre die Kaserne zur Wohnung bestimmt war und der Gefechtsdienst zur Gewohnheit langer, langer Jahre, ist eine Aufgabe gewesen, die viele stille Geduld beansprucht hat. Die vortreffliche Manneszucht und ein gläubiger, einsatzbereiter und froher Geist sind das Erträgnis langer Übergangsjahre; von diesen hat die Öffentlichkeit nichts bemerkt. Heute spricht man nicht mehr von der Fülle der inneren und äußeren Schwierigkeiten, unter denen die neue Wehrmacht ihre verdunkelten Jugendjahre verbracht hat, um Stufe um Stufe und Schritt für Schritt ein international gewordenen Ansehen ihres höchsten Seereswertes zu erlangen. In der Wehrmacht ward die jämmerliche Unzulänglichkeit ihrer technischen Ausstattung nie vergessen, und nie vergessen, daß die Einsatzlage militärisch gesehen hoffnungslos sein mußte. Hinter langen Dienstjahren von Mann und Offizier folgte der Kampf um die Begründung der neuen Privatexistenz in vorgerückten Lebensjahren — es hat der Dienstfreudigkeit keinen Abtrag getan. Aus Niederbruch, Dunkel, Demütigung und Mißachtung im eigenen Volke ward das feldgraue Kleid der Uniform wieder zum Merkmal der nationalen Ehre.

An schweren Stunden der Prüfung hat es nicht gefehlt. Der Ruheinsatz 1919 und 1920, der Kapp-Putsch, die Absplitterung im dunklen November 1923, der Vollzugsauftrag während des Ausnahmezustandes in Sachsen und der Eingriff Papens in die Polizeihohheit Preußens zur Wiederherstellung der Reichsautorität im Juli 1932 haben beansprucht. Neben dem Ertragen der Kontrollkommissionen während langer Jahre ward das bewältigt, ward gearbeitet und kein Jahr vertan. Wo dabei das Opfer aus dem eigenen Blute der Wehrmacht notwendig war, ward nicht gezögert. Mancher ist still aus der Front geschieden; die Sache galt hier immer vor dem Persönlichen, die Härte im Gefüge war wichtiger als ein Einzelschicksal, das Ganze ging vor dem einzelnen. Wortfarg, gehärtet, nicht ohne tiefes Gemüt, geliebt von seinen Soldaten stand der Führer inmitten der Wehrmacht: schnell weiß geworden im Laufe kurzer Zeit, schlank wie ein junger Offizier, guter Reiter, auf der glatten Fläche von Berliner Empfangsräumen so sicher in Haltung und Bewegung wie auf Übungsfeldern, von umfassender Bildung; und Aristokrat um so mehr, je mehr die Wetter ringsum die Horizonte verdunkelten: Kontrolloffiziere, politische Anfeindungen, Feme-Prozesse, Zerfischung der Rüstung, Rheinland- und Ruhrbesatzung, und die Zerrüttung der Wirtschaftsmittel während der Inflation — er verlor

die Sicherheit keine Stunde. Allen Kamerad und allen ein Vorbild, ein stahlharter Kämpfer um die kommende Zeit, haben viele getrauert, als ihm eine frühe Grenze gesetzt ward. Sein Werk ist die neue Wehrmacht. Es wiegt mehr als sein anerkanntes Kriegsverdienst. Es war sein Leben wert.

Als Seeckt ging, haben seine Nachfolger sein Erbe — ein Erbe des Geistes vor allem! — auf schlichtere Weise, doch im Einverständnis in den Grundüberzeugungen gewahrt. Es waren die Grundüberzeugungen des alten Preußentums über die Aufgaben und den Aufbau der nationalen Wehrmacht, freilich gespeist aus der geschichtlichen Erkenntnis vom Wandel der Form unter Menschen.

Die letzte Krise hat Schleicher heraufgeführt. Es ist ein Glück zu nennen, daß sie schnell beendet ward. Sein Nachfolger Blomberg hat Folgerungen gezogen, als die deutsche Stunde kam. Nun war es Zeit, die Wehrmacht mitten hineinzustellen; sie war vordem mit dem Führer der Zukunft von Deutschlands Erneuerung lange verbunden gewesen im Geiste. Hatte der ehrwürdige greise Feldmarschall des alten Heeres gezögert, das Heer aus den Händen zu geben, so nahm nun Blomberg auf jüngere Schultern, was zu tun war: die Zeit der Pakte war vorüber. Es ist nicht bekannt, wie schwer dem Führer der Wehrmacht im Gewissen gewogen haben mag, was zu tun sei. Er hat nicht gesäumt und hat die Wehrmacht in Gehorsam

und Gefolgschaft in die Hände Adolf Hitlers übergeben, um sie nun in tieferem Sinne als je zuvor einzuordnen in die Mitte der Nation. Nun ist sie Symbol des freien Volkstums im Dritten Reich.

Als die versunkene Epoche abgelaufen war, hatte die Wehrmacht eine große Aufgabe erfüllt. Unzulänglich in den Mitteln und bei schmaler Reichweite nach außen, war sie schnell — etwa von 1923 ab — ein politischer Faktor ersten Ranges im Reich geworden. Sie war Pol und Drehpunkt, Rückhalt der Politik, und — was mehr war — die Trägerin des Erbes des Krieges, des Geistes des nationalen Heroismus, und des Staats. Darum steht sie hell in unserer Geschichte, ein Symbol des Morgens.

Aus den geisternden Schatten der versunkenen Zeit, aus Wirrsal und Dunkel, Verstrickung und Niedergang zeichnet sich im Bilde der Geschichte der Epoche die ruhende, lebendige und Ausstrahlung gewinnende Größe der deutschen Wehrmacht um so eindrucksvoller ab, als sie aus der Zeit der Knechtschaft in der Stille des äußeren Weges Seite an Seite schritt mit den Trägern der Revolution, ohne selber politisch zu sein, und doch tief von innen her verknüpft mit dem Geiste der politischen Kämpfer — eins im Denken, fühlen und in der Tat, vor Augen das größere Deutschland von morgen.

Die Pflichten des deutschen Soldaten.

1. Die Wehrmacht ist der Waffenträger des deutschen Volkes. Sie schützt das Deutsche Reich und Vaterland, das im Nationalsozialismus geeinte Volk und seinen Lebensraum. Die Wurzeln ihrer Kraft liegen in einer ruhmvollen Vergangenheit, in deutschem Volkstum, deutscher Erde und deutscher Arbeit. Der Dienst in der Wehrmacht ist Ehrendienst am deutschen Volk.

2. Die Ehre des Soldaten liegt im bedingungslosen Einsatz seiner Person für Volk und Vaterland bis zur Opferung seines Lebens.

3. Höchste Soldatentugend ist der kämpferische Mut. Er fordert Härte und Entschlossenheit. Feigheit ist schimpflich, Jaudern unsoldatisch.

4. Gehorsam ist die Grundlage der Wehrmacht, Vertrauen die Grundlage des Gehorsams.

Soldatisches Führertum beruht auf Verantwortungs- freude, überlegenem Können und unermüdlicher Fürsorge.

5. Große Leistungen in Krieg und Frieden entstehen nur in unerschütterlicher Kampfgemeinschaft von Führer und Truppe.

6. Kampfgemeinschaft erfordert Kameradschaft. Sie bewährt sich besonders in Not und Gefahr.

7. Selbstbewußt und doch bescheiden, aufrecht und treu, gottesfürchtig und wahrhaft, verschwiegen und unbestechlich soll der Soldat dem ganzen Volk ein Vorbild männlicher Kraft sein. Nur Leistungen berechnen zum Stolz.

8. Größten Lohn und höchstes Glück findet der Soldat im Bewußtsein freudig erfüllter Pflicht. Charakter und Leistung bestimmen seinen Weg und Wert.



Rudolf Groll, Bretten.

Sonnenwende am Johannistag

Von Eugen Fehle.

Die Sommer Sonnenwende wurde seit Jahrhunderten von unseren Vorfahren festlich begangen. Alles, vom Tagelöhner bis zum Kaiser, verband sich zu dieser frohen Feier. In der Zeit des Liberalismus ist das fest zurückgedrängt, ja teilweise von den Behörden verboten worden, weil da und dort durch die Johannisfeuer ein Brand entstanden sei oder weil die am fest beteiligten Knaben sich ungebührlich benommen hätten. Manche dieser Verbote wirken für uns heute belustigend. Sie sind aber für uns wertvolle, ja oft die einzigen Quellen für den Nachweis vergangener Volksbräuche. In einem Amtsprotokoll in Bischofsheim an der Tauber vom Jahre 1779 heißt es: „Es ist bei Amt die Anzeig geschehen, daß zu Großrinderfeld der Tag vor und nach, auch auf den Tag selbst des hl. Johannis des Täufers bei dem allda angestellt werdenden sogenannten Johannisfeuer verschiedene Sprüche, Segen und abergläubische Dinge gebraucht zu werden pflegen, auch von den jungen Leuten und ledigem Gesinde dieserwegen verschiedene Exzesse dabei ausgeübt wurden: als wurde von Amtswegen concludiert, daß das sogenannte Johannisfeuer gänzlich untersagt und verboten sei.“ Noch umständlicher als die zopfige Verordnung der hohen Behörde in Tauberbischofsheim lautet ein Amtsprotokoll aus dem Städtchen Wolfach im nördlichen Schwarzwald vom 26. Juni des Jahres 1736: „Es ist schon von vielen Jahren hero der högst ärgerliche und gefährliche Mißbrauch jedesmalen in festo Johannis Babt. ohnverantwortlicher Dingen gestattet worden, daß sich die Vorstädter und halbgewachsenen Stadtbuben um den Statt Mühle Karren, mit welchem selbige nach



der Sandt zum St. Joannsfeyr Holz herbeigeführet, mit briglen und Stechhen geschlagen und gerauft, wobei sich dem sichern Vernehmen nach dann und wann solche harte strach geäußert, daß ein und andere Buben schier todt auf dem Platz gelegen. Nun hat der Oberamtmann diesen schandtlichen Mißbrauch jederzeit vorzubringen gesucht und disertwegen auch lezt abgewichenen Samstag dem Stadtschultheißen Lorenz Sandhaasen anbefehlen lassen, daß solcher Carren eingesperrt werden solle; indeme hingegen die maißerlose Buben selbigen einige tåg vorhero schon, ohne zu wissen wohin, hinweckh prakticiert hatten, so ware vor dieses mal nichts zu tun, aus deme dann erfolget, daß verstrichenen St. Joann Bapt. Tag, als die Vorstädter Buben mit diesem Karren an Taglicht kamen, die Stadtbuben sich mit brüglen und benglen auch zusammen gerottet und einander attaquieren wollen. Da aber ein solches noch in Zeit dem Amtmann zu Ohren gekommen, so hat er durch den Amtsboten den Carren hinwecknehmen, 3 von diesen Bueben auf den Sabercasten setzen und die übrigen zerstreuen lassen; dato aber mußten alle Buben auf der Canzley erscheinen, da dann der Amtmann diese Begebenheit untersucht und selbige abstrafen lassen: den Galle Nibel, so der größte und auch mit 2 großen brügeln versehen war, mit 3 Tügen schellenwerf im Herrschaftsgarten, die mittelmäßige und so schon Lehrjungen waren, jeden mit 15 oxsenziemer streichen und endlich die Kleinen mit einem schilling 10 Streich...“ Daß die Behörden diese feste verboten haben, geht in erster Linie darauf zurück, daß sie kein Verständnis mehr hatten für den eigentlichen Sinn dieser deutschen

feiern, sonst hätten sie sie ja ordnungsgemäß gestalten können.

Worin bestehen nun die Sonnenwendfeiern und was ist ihr Sinn? Einen Mittelpunkt des Festes bildet das **Sonnenwendfeuer**. Irgendwo auf der Höhe über dem Dorf oder der Stadt wird ein mächtiges Feuer errichtet, das weithin leuchtet und dem von vielen andern Orten des Landes dieselben Feuer entgegenrücken. Manchmal wurde das Feuer auch in der Stadt auf Plätzen oder in den Straßen gemacht. Am 21. Juni 1821 erließ das großherzogliche badische Stadttamt in Heidelberg folgende Verordnung: Das sogenannte Johannisfeuer, welches die Kinder auf Johannistag auf den öffentlichen Straßen in der Stadt zu machen pflegen, wird auf das strengste untersagt und werden die Eltern für diesen Unfug ihrer Kinder verantwortlich gemacht. Solche Verbote sind schon aus dem 18. Jahrhundert aus mehreren Städten bekannt, und doch lebte das Johannisfeuer immer wieder auf. So erzählt z. B. der bekannte Arzt Rufmaul



in seinen Jugenderinnerungen eines alten Arztes, er sei am 24. Juni 1834 mit anderen Knaben auf der Straße vor der elterlichen Wohnung in Mannheim über das Johannisfeuer gehüpft.

Was sollen nun diese Feuer zur Zeit der Sonnenwende bedeuten? Mit der Sommer Sonnenwende beginnt der Sommer. Dieser Einschnitt im Jahreslauf ist von den Bauern bis heute auch in Redensarten betont. Der Frühling und damit die Hauptzeit des Wachstums, ist vorbei. Man will jetzt heuen und soll dazu sonniges Wetter haben. Deshalb heißt die Bauernregel:

Vor Johanni bitt' um Regen,
Nachher kommt er ungelegen.

Jetzt hört auch das Rufen des Kuckucks, den man im Frühling gerne hört, auf. Der Bauer ist in Sorge, wenn er diesen Frühlingsvogel nach Johanni noch vernimmt:

Schreit nach Johanni der Kuckuck noch lang,
Wirbs dem Bauer um seine Ernte bang.

Oder man sagt:

Der Kuckuck kündigt teure Zeit,
Wenn er nach Johanni schreit.

Zum Ausdruck der Sehnsucht nach dem Segen der Sommer Sonne errichtet der germanische Mensch Feuer, die Abbilder der Sonne sind. Damit spricht er die

Zuversicht aus, daß im Sommer seiner Arbeit auf Wiese und Acker Gottes Gunst und Segen beschieden sei. Die Feuer sind demnach zunächst Sinnbilder göttlichen Segens für den jährlich wiederkehrenden Sommer, dann Sinnbilder des sich immer wieder erneuern-



den Lebens überhaupt. Man springt über die Feuer oder durch ihren Rauch, um gesund zu werden oder sich gesund zu erhalten. Verliebte springen über das Johannisfeuer, um sich das Glück für die künftige Ehe zu sichern. Zugleich glauben sie, aus der Art der Flammen und des Rauches Vorzeichen für ihre Hochzeit ersehen zu können.

Alles, was Segen bringt, bewahrt zugleich vor Übel. Diese Vorstellung mag in den Vordergrund getreten sein, wenn man die Feuer in den Straßen der Stadt oder an den Ortseingängen errichtete.

Wie sonst bei wichtigen Anfängen eines Jahresabschnittes gibt der germanische Mensch auch jetzt seinem Sehnen und Wollen Ausdruck durch Sinnbilder aus der Pflanzenwelt: zur Zeit der Winter Sonnenwende holt er sich immergrüne Zweige und Bäume ins Haus, die der Todesstarre des Winters trotzen und auch dem Menschen Gewähr für dauerndes Leben verheißend; im Frühling geben Maien mit lebensfrischem Grün der Hoffnung auf neues Leben Ausdruck, und zur Zeit der Sommer Sonnenwende, wo die Pflanzen auf dem Höhepunkt ihrer Kraftentfaltung stehen, nutzt der Mensch

ihren Segen in verschiedener Art: Hausfrauen und Kräutersammler pflücken jetzt die Heilpflanzen. Brunnen, Häuser und Menschen werden mit Blumen und Kräutern geschmückt. Die Brunnen werden dann von Kindern umtanzt. Burschen verkleiden sich im Walde, werden in feierlichem Zuge dort abgeholt und ins Dorf geführt. Sie sind die Bringer des Sommersegens.



Christliche Bekehrer hatten einst zur Bekämpfung des Heidentums Weisung, die Germanen zu fragen, ob sie am Johannistag nachts oder zur frühen Morgenstunde baden. Das Christentum hat aber bis heute diesen

Brauch nicht austilgen können. Es handelt sich hier um ein kultisches Bad, das man zu Beginn der Sommerszeit genommen hat. Jetzt, wo alles segenerfüllt ist, erwartet man auch von einem Bad im Fluß oder

See eine besonders heilsame Wirkung. Heute ist, wohl durch christlichen Einfluß, der Glaube teilweise ins Gegenteil gekehrt: man glaubt, ein Bad in der Johannisnacht sei gefährlich. Flüsse fordern in dieser Nacht ein Opfer.

Im Ganzen steht fest: die Sommer Sonnenwende wurde von unseren Vorfahren festlich begangen. In Sinnbildern gab man seinen Lebenswillen kund, in Sinnbildern, die, wie alle alten Volksbräuche, die seelische Haltung des germanischen Menschen offenbaren und das unbedingte Vertrauen zum ständig sich erneuernden Leben zeigen. Dies Vertrauen, das der German hat, spricht er nicht in einem wortreichen Gebet aus,

sondern in Sinnbildern, die den ganzen Menschen in tiefster Seele erfassen können.

In Worten läßt sich dieses schwer sagen. Wer mit unserer Jugend im deutschen Wald die Sommer Sonnenwende erlebt, dem senkt sich ein Gefühl heiliger Andacht und Hoffnung ins Herz. Ein Wesenszug germanischer Frömmigkeit wird in ihm lebendig. Er ahnt im Rauschen des Waldes etwas von göttlicher Macht und weiß jetzt, daß junge Kraft nie untergeht¹.

¹ Ausführlicher habe ich über die Johannisbräuche gehandelt im Jahre 1924: Der Johannistag, Heimatblätter des Bezirksmuseums Buchen, 7. Heft. Verlag des Bezirksmuseums Buchen (Baden). 2) S.



„Politisierte Psychologie“

Von J. Kombach.

Es war auf dem im Oktober v. J. in Leipzig abgehaltenen 13. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, wo zum ersten Male der Ausdruck fiel „politisierte Psychologie“. Prof. Poppelreuter, Bonn, forderte im zweiten Teil seines Vortrags über „Probleme politischer Psychologie“ ihre Politisierung. Liegen hier unüberbrückbare Gegensätze vor, wenn andererseits der sächsische Minister für Volksbildung Dr. Hartnacke und der Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Psychologie Prof. Felix Krueger, Leipzig, für die Psychologie den absolut t a t s a c h e n w i s s e n s c h a f t l i c h e n Charakter erhalten wissen wollen? Hierher gehört auch die Rede vom „Ende der Psychologie als einer wertfreien Wissenschaft“.

Uns Lehrer gehen diese Fragen mit an. Man mag die Dinge besehen, wie immer man will, um eines wird man nicht herumkommen: Jede Handlung eines Erziehers, sofern sie in den Bereich der bewußten, planmäßigen gehört, muß irgendwie bewußt die seeli-

sche Verfassung des Zöglings oder der ganzen Gruppe berücksichtigen. Gewiß man ist gerne mit einer Wendung bei der Hand: Verweichlichung, Pädagogik vom Kinde aus! Vielleicht in der Hand eines weichlichen Erziehers — aber der wird weich sein mit oder ohne Psychologie. Die Sache hat aber auch eine andere Seite; wie will ich einem jungen Menschen Aufgaben stellen, die seinen Willen bis an die Grenze beanspruchen und ihn so stählen, wenn mir seine seelische Verfassung: ererbte Anlagen, gewordene Fertigkeiten, Temperament, Gefühlswelt, Willenskraft unbekannt sind?

Gewiß, es gibt begnadete Lehrer mit einem natürlichen psychologischen Blick, aber noch viel mehr ohne einen solchen. Diese alle sollten durch eine gründliche psychologische Schulung hindurch. Dabei denke ich keineswegs an Laboratorien und psychologische Lehrbücher, sondern ich denke in erster Linie an gründliche Schulung in Selbst- und Fremdbeobachtung und dann an Schulung in Beobachtung von Kindern. Wenn

es uns auch nie gelingen kann, die letzte menschliche Tiefe eines Menschen zu erfassen, so entbinde uns diese Erkenntnis doch nicht von der Forderung, uns mit allen Kräften um die Gewinnung des Menschenbildes zu bemühen. (Daß zu aller Beobachtung geistige Anschauungsformen gehören, welche in unserem Fall die Wissenschaft von der Psychologie, etwa auch eine allgemeine Menschenkunde bereitstellen, ist jedem Denkenden einsichtig.) Eine solche seelenkundliche Schulung müßte bereits zur *Saltung* geworden sein, wenn der junge Lehrer vor eine Klasse gestellt wird. Auch unserm Kanzler fiel seine Meisterschaft als Volks- und besonders als Massenpsychologe nicht wie ein Geschenk zu; wie kaum ein zweiter hat er sich in der Beobachtung geschult und vorsichtig und eigenständig geübt. — Noch nie habe ich übrigens Eltern getroffen, sie mochten noch so strenge Erziehungsgrundsätze besitzen, die für ihre Kinder nicht Lehrer gewünscht hätten mit einem tiefen Verständnis für anlagengemäße Forderungen.

Wenn es in den vergangenen Jahren bedauerlicher-weise Schulen gegeben hat, in denen die objektiven Forderungen zurücktraten und das Kind die einzige Norm war, so ist daran nicht die Kinderpsychologie schuld, sondern eine liberale Weltanschauung, der alle Bindungen grundsätzlich verhaßt sind, welche die Individualität als souverän erklärte und nichts mehr wissen wollte von der notwendigen Spannung zwischen Gemeinschaft und Individuum, wobei das Ganze notwendig das Glied in seinem Werden, Sein und Sollen zu bestimmen hat. Die Psychologie, als Wissenschaft von den Tatsachen des Seelenlebens, sagt ja grundsätzlich nur, was ist, nicht, was sein soll. Dieses zu umschreiben, bleibt die Aufgabe der Erziehungslehre. Für Verkennungen und Verschiebungen, die sich Voreilige, Gedankenarme und Unreligiöse geleistet haben, trifft die Psychologie ebenfalls keine Schuld.

Ist also Psychologie nicht doch eine wertfreie Wissenschaft? Ja und nein. Was hat die Psychologie nicht alles erforscht?! Neben hochwertigen Untersuchungen über die Wahrnehmungs-, Vorstellungs-, Phantasie-, Gefühls-, Willens- und Wertwelt, über Entwicklungs- und Reifephasen stehen fragwürdige Abhandlungen (den Namen Untersuchungen verdienen sie meist nicht) über Sexualität (Libido), über Wirkung der Pornographie u. ä. Wir sind durchaus der Meinung, daß Untersuchungen dieser Art, mindestens im Stil und der Grundhaltung der Psychoanalyse sowie alle sogenannten wissenschaftlichen Bemühungen, in denen nicht ein ranghohes volkheit- oder auch persönlichkeitsformendes Gut auf seine erzieherische Leistung hin untersucht wird, zu unterbleiben haben (Persönlichkeit im Sinne Kriecks gemeint). Wir räumen damit der nationalpolitischen Ausrichtung den ersten Platz ein und stellen die Psychologie insofern in ihren Dienst, als sie sich an diesen Belangen bei der Frage nach dem Gegenstandsgebiet

ihrer Forschung orientieren soll. Hier sind ihr dringliche Aufgaben gestellt: Rasse- und Stammespsychologie, Psychologie der Masse, der Gruppe und des Führers, Psychologie des heimatlichen und geschichtlichen Erlebens, der Muttersprache, des Bauern, des Bürgers, des Landkinds, des Kindes unserer Marktflecken und kleineren Städte usw. All dies nicht, um in weichlicher Weise Rücksicht zu nehmen, sondern um anlagegemäße, kraftsteigernde, willensspannende Forderungen stellen zu können und gerade so ein hartes Geschlecht heranbilden zu helfen.

Wenn im Sinn einer Orientierung ihrer Aufgaben am volkheitlich Dringlichen der Satz vom Ende der wertfreien Psychologie als einer Wissenschaft, die sich bisher wertvolle wie wertlose Ziele lediglich um des intellektuellen Wertes willen gleich souverän setzte, verstanden wird, so bedeutet er eine gesunde Forderung. Wissenschaft um der Erkenntnis willen mag schön und gut sein; aber sie ist lediglich eine Form des Lebens, ein Ausschnitt, und sie muß — soll sie nicht wie alles aus dem Ganzen Gelöste sich schließlich gegen das Ganze wenden —, dem Leben dienen. In diesem und keinem andern Verstande forderte Poppelreuter, der an der Bonner Universität schon semesterlang „politische Psychologie“ liest, die Politisierung dieser Wissenschaft. Jede andere Klangfärbung der Redewendung müßte Verwirrung bedeuten. Psychologie als Wissenschaft vom Leben der Seele ist am ehesten der Biologie vergleichbar; beide sind Tatsachenwissenschaften, die allerdings, da sie ohne den Wertbegriff nicht auskommen, eine Mittelstellung zwischen Natur- und Kulturwissenschaften einnehmen. Doch bleibt die Haltung des Wissenschaftlers — auch in der geisteswissenschaftlichen Psychologie die des Tatsachenforschers, der hier Wertgesichtspunkte, wie den des Normalen, des Gesunden, des Harmonischen, des Wertgerichteten u. a. lediglich verwendet, ohne sich vom Wert oder Unwert bei seinen Feststellungen irgendwie bewegen zu lassen. E. K. Jaensch (Marburg) stellte in seinem Vortrag „Der Gegentypus der deutschen Bewegung“ dieser Haltung, in welcher sich der Forscher den wirklichen seelischen Erscheinungen zuwendet, um sie geistig zu durchleuchten, jene des sogenannten „lythischen“ Typus gegenüber, der in einer gegenständlich ungebundenen „Geistigkeit“ tatsächlich zum „Widersacher der Seele“ und des Lebens wird. Auf solch wirklichkeitsfernem Boden konnte die psychoanalytische Bewegung mit ihren unberechtigten Ausweitungen, Ansprüchen und verderblichen Auswirkungen wachsen. In solcher Hinsicht muß die Psychologie wie die Biologie bleiben, was sie war, eine Wissenschaft, welche die seelischen *Tatsachen* allgemeiner wie besonderer Art (Typologien, Entwicklungspsychologie) zunächst feststellt. In einer höheren Betrachtungsweise, die dann bewußt unter Wertgesichtspunkten steht, fallen erst von letzten religiösen und volkheitlichen Normen her Urteile über Wert oder Unwert.

Die Geschichte von



und den fünf guten Leuten des zahmen Tiervolkes.

Von Hans Grimm.

Bilder von Paul Maier-Pfau, Karlsruhe.

Congella! Sieh her, Mkulu! Der Zaun ist fertig. Jetzt kannst du allerlei pflanzen, jetzt kannst du säen. Niemand aus dem Tiervolke wird unseren Garten aufwühlen, Mkulu, und niemand aus dem Tiervolke wird deine Pflanzen abbeißen, niemand. Ich sage niemand. Es ist ein guter Zaun!

Congella, sieh noch einmal her, Mkulu. Ich habe ein Loch gelassen im Zaune. Es ist ein kleines Loch. Es ist ein Fangloch. Imbila das Kaninchen, iqaga der Maushund, incanda das Stachelschwein, umwundlu der Gase und auch imputi der Blaublock und imbodla die Wildkatze, alle Leute aus dem Tiervolke suchen ein Loch, wo ein Zaun gemacht ist, und wenn das Loch klein und eng und beschwerlich scheint, kriechen sie gern hindurch.

Ja, Mkulu, hinter diesem Loche werde ich fangen, was hereinstrebt, jedes. Du glaubst nicht, daß sie kommen? Ich sage dir, das ganze Tiervolk aus der Nachbarschaft wird kommen, weil jetzt hier ein Zaun steht. Das sage ich, und sie sollen in eine gute Falle geraten. Indessen, Mkulu, muß ich jetzt unser eigenes Tiervolk benachrichtigen von diesem Fangloche. Das muß jetzt geschehen."

Kili, der von sich und wahrscheinlich mit Recht behauptet, daß er ein Buschmann sei und Windvogel heiße, und von dem die Schwarzen, die Pondomisi, Backas und Tembus und was da alles rundum wohnt, erzählen, ein Backaweib habe ihn einst geboren nach einem Überfalle durch einen Wassermann aus dem Teiche, und er sei gar kein rechter Menschenmann, und den sie deshalb selbst Kili nennen, Kili, der kleine, häßliche, geschwinde mit den zerstreuten grauen Haartupfen auf dem glatten braunen Eierkopfe schnürt in eifrigem Trabe der hochgelegenen Hütte zu.

Der Genosse blinzelt in den Sonnenschein und huckt sich nieder und raucht und wartet und lächelt. Der Große ist kein Buschmann und kein Schwarzer, das

muß erkennen, wer Augen hat. Sonne und Wetter und Branntwein und Nöte färben und furchen ein Europäergesicht auf mancherlei Weise, aber die Erbmale toter Erzeuger vermögen sie nicht auszutilgen. Der Große ist ein Weißer, der Kaste verloren hat. Der Große ist einer von denen, dem die anderen Weißen nicht die Hand reichen. Der Große gehört zu jenen, von denen man nicht reden mag in gewöhnlichen Zeiten, denn es ist eine entsetzliche Sache, wenn ein weißer Mann mit einem farbigen zusammennistet in einer Hütte, als wären sie Brüder. Es ist eine Schande für alle, die weiße Haut auf den Wangen tragen.

Von der Hütte geht ein großes Schreien und Schimpfen aus. Der Affe hat auf dem Hüttdache unbeweglich gefessen, der blaue Kranich hat sich herangestellt. Meerkatze und Hund haben aus ihrem Sonnenkuschel die Köpfe gehoben, und der Hornrabe ist hastig aus der Hüttenür gehüpft, als Kili dem zahmen Tiervolke zu verkündigen anfing mit vielen Worten und Zeichen, er habe ein gefährliches Fangloch aufgetan in dem neuen Zaune. Als Kili indessen verlangt, die guten Leute des zahmen Tiervolkes sollten jetzt mitkommen, sich das Fangloch recht ansehen, damit sie später nicht Schaden nähmen durch Unachtsamkeit, und als er gleich zugreift nach dem Beine des Affen und dem Flügel des Kranichs, beginnt der Lärm. Der Affe schreit, der Kranich hackt, der Rabe schlüpft lästernd in das Dunkel der Hütte, die Meerkatze macht vor Neugier einen Regel und klagt im voraus, und auch der Hund steht auf und kneift den Schwanz ein und weiß nicht recht, ob er heulend flüchten soll. Es ist klar, das zahme Tiervolk hat Kili dieses Mal nicht verstanden und es ist wenig erfreut über die Störung und Killis harte Griffe. Aber der Buschmann läßt nicht los, wo er zugepackt hat. Er bringt laufend den schreienden Affen, und der widerstrebende Stelzvogel muß mit ihm Schritt halten. Er sagt zu dem Affen:



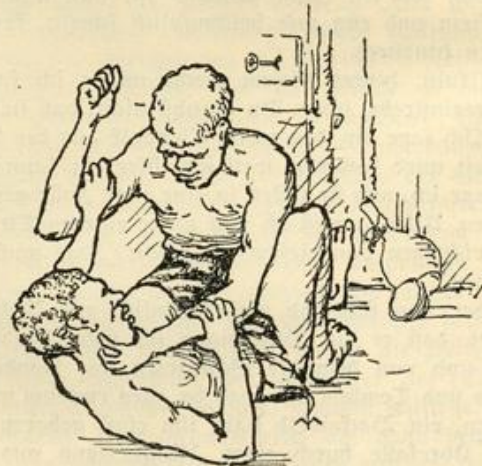
„Congella, sie her, du Kleiner Schreimann, dies ist das Fangloch. Wenn du hier den Kopf durchsteckst, ist es aus mit dir — pelile! Jetzt merke es gut.“ Er sagt zu dem Kranich: „Congella, du Dürrebein, hinter diesem Fangloche lauert der Tod.“ Und er holt geduldig Kabe und Meerkatze und Hund und warnt sie alle drei auf dieselbe Weise. Er erzielt einen großen Eindruck, denn nachdem er sie längst alle zurückgebracht hat und selbst abgestrichen ist in den Forst, Bienen folgend, schwatzt und quergelt das zahme Tiervolk an der Hütte immer noch.

*

Mkulu gräbt gemächlich hinter dem Zaune. Es war sein Plan seit Jahr und Tag, einen Garten anzulegen an dieser Stelle. Da ist es geschehen, daß der Händler ihm neulich Sämereien gezeigt hat, Sämereien von allerlei Nutzpflanzen aus Deutschland bezogen.

Der Händler wohnt eine Stunde nach Osten am Postwege. Die farbigen kaufen und tauschen bei ihm. Im Stalle des Händlers stehen die Maultiergespanne der alten klappernden Postkarre, die abends und morgens heranrollt. Vor der Handelsstelle werden die Esel gewechselt. Für die Postreisenden hält der Händler Whisky und Branntwein feil; davon können die farbigen nichts kaufen nach dem Gesetze. Wer ein Weißer ist, darf den Schnaps kaufen. Mkulu erhält den Schnaps. Das ist sein ererbtes Weißerrecht. Zu dem Händler trägt Mkulu das, was er und Gili an Kaufwert in ihrer tragen, freien Einsamkeit zusammenschaffen und niederjagen. Am meisten wilden Honig und Wachs, hin und wieder ein Fell, frisches Wild und Dürrefleisch und Basteleien und Heilkraut und Seltsamkeiten und schwarzen Pondotabak und weitgewandertes Tauschgut. Von dem Händler trägt er Zucker und Salz und Kaffee und Mehl und zuweilen ein Kleidungsstück und zuweilen ein Werkzeug fort und immer für die Hälfte jedes Erlöses Branntwein. Auf die Branntweinfestei warten er und Gili oft wochenlang, wann ihre Ausbeuten gering sind oder wenn sie sich ein ganz großes Fest aufsparen wollen. Gili läuft dem Genossen, der das Feuerwasser vorsichtig trägt, nicht entgegen. Gili liegt rauchend in der Hütte an solchen Tagen. Nachdem Mkulu in den Bau eingeschließt ist, teilen sie ohne viele Worte genau. Darauf beruht ihre Gemeinsamkeit, daß sie genau teilen, darauf beruht Gilis Arbeitsbereitschaft. Durch die vielen Jahre ist bei dieser Teilung sein Auge gleich

argwöhnisch und gleich scharf geblieben. Ist die Teilung vollzogen, wird die Türe verschlossen und zum Überflusse von innen verschnürt, und sie trinken. Das Gesetz verbietet, daß ein Weißer einem farbigen hierlands Branntwein gebe, und Mkulu ist in ewigem Verdachte. Der Landdrost möchte ihn wohl abfangen lassen durch schwarze Polizeispione, der Landdrost möchte ihn wenigstens auf die schwarze Liste bringen, auf der die Namen der weißen Säuser stehen, denen so wenig wie dem farbigen Volke irgendwo starke Getränke verkauft werden dürfen. Der englische Drost verabscheut beide, den gesunkenen Weißen und den Buschmann; er behauptet, sie übten eine schlechte Wirkung aus auf die Kaffern meilenweit im Umkreise, und die Sendlinge und die bebrillten und gestiefelten und langröckigen schwarzen Prediger unterstützen die Auffassung des Drostes und bemühen sich, seinen Ärger wachzuhalten und schärfer zu machen. Aber was ist da zu tun? Mkulu und Gili sind viel zu vorsichtig. In die Hütte kann niemand hineinschauen. Nach wenig Branntwein reden sie drinnen wohl laut. Nach viel Branntwein bleiben sie wie schwere Säcke eingeschlossen liegen und schlafen ihren dumpfen Rausch aus. Draußen sind sie nie von jemand herumstolpernd und irre schwagend und streitend angetroffen worden. Dennoch streiten sie stets nach schweren Räuschen in ihrer Heimlichkeit. Solcher Streit ist das Ende jedes Kaufschestes und verläuft immer auf gleiche Art. Gili wacht auf, zänkisch und vergiftet und verbrannt, und mit einem unbewußten Durste nach freier Luft. Er rollt eine Weile murrend hin und her. Mkulu soll aufwachen wie er. Mkulu will ungestört weiterschlafen. Gili rüttelt an dem Genossen und überschüttet ihn mit Schimpfreden und rastet nicht, bis der langsame Große die Schlassucht abschüttelt und in schweren Ärger gerät. Wenn die letzte Stufe erreicht ist, packt der Große den Tollgewordenen und schlägt mächtig zu. Er hämmert ihm harte Faustschläge auf Brust und Rücken und den Eierkopf. Dagegen vermag Gilis Krachen

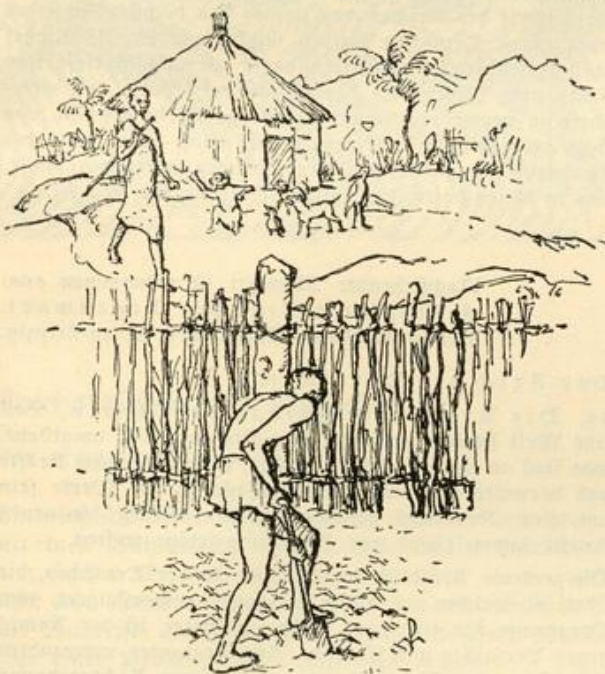


und Beissen und Pfauchen nichts auszurichten. Der rasche Zank ermüdet beide so sehr, daß sie plötzlich rasten. Gili kriecht an die Hüttenwand und knurrt und belfert von dort. Wenn Mkulu endlich die Türe aufstut, sind sie mit eins völlig vernüchtert. Gili schlüpft knapp hinter dem Genossen ins Freie. Sie stehen beide tiefatmend draußen. Ihr Tiervolk um-

spielt sie, und Mkulu und Zili bereden gleich ein neues Vorhaben, als sei nichts geschehen, und sie nehmen Fanggerät oder Werkzeug oder Gewaffen auf und schlendern einzeln oder zusammen in den Forst. Danach hängt es an ihrem Glück und Geschick, wie lange das freie, gesunde Leben dauert, zuweilen können sie in Wochenfrist wieder trinken, in magerer Zeit dauert ihr Friede sechs und acht Wochen. —

*

Nachdem Mkulu eine Zeitlang gegraben hat, blafft Ringhals an der Hütte, und der Affe freischt dazu. Sie melden die Annäherung eines fremden Wesens. Die Meldung ist ganz kurz. Mkulu merkt, daß ein Mensch herankomme, dessen Witterung den Tieren nicht ungewohnt ist. Mkulu pfeift einen lauten Pfiff



und werfelt weiter. Von der Hütte blickt das Tiervolk jetzt neugierig zu ihm herunter, und hundert Schritte von der Hütte biegt ein Schwarzer in roter Decke, den Stock im Arme, aus einer der hellen Pfadrinnen, die der Hütte zulaufen, und nimmt geradewegs durch die dunkle Grasasche den Jaun an. Er wandert in langen unhaftigen Schritten. Er bleibt nahe dem Jaune stehen und grüßt, und Mkulu grüßt wieder.

Mkulu fragt: „Welche Neuigkeit willst Du erzählen, Dumani?“ Der Besucher antwortete: „Ich weiß nichts ganz Neues; ich sehe, Du machst jetzt einen Garten zurecht.“ Er setzt sich. Es könnte scheinen, er habe den Gang über Land nur unternommen, um die Grabarbeit genau zu überwachen. Als jedoch Mkulu sich aufrichtet und den Schweiß von der Stirne wischt, sagt der Besucher: „Umlungu Mkulu, alle Leute erzählen etwas. Die Leute erzählen, daß jetzt das Land tot sei. Wer ist der Feind? Du sollst es mir erklären.“ — Das Land ist tot, heißt: Es ist Krieg geworden. — Mkulu antwortet achselzuckend: „Vielleicht machen die schwarzen Leute irgendwo Krieg. Vielleicht machen die Buren im Burenlande wieder Krieg. Vielleicht erzählen die Leute eine Lüge.“ Dumani erwidert bestimmt: „Das Land ist tot. Die schwarzen Leute machen nirgends Krieg. Die Buren machen auch keinen Krieg. Es ist keine Lüge, weil der Drost es selbst gesagt hat. Aber wir wissen nicht, wer der Feind ist, und Du weißt es auch nicht, und Du gehörst selbst zu den Weißen, und es ist ein Krieg unter Weißen? Warum ist Krieg unter Weißen? Wer will unser Vieh rauben, Mkulu?“ Dumani ist jetzt redselig geworden und wiederholt dieselbe Frage immerfort mit veränderten Folgefragen. Das Spiel gewährt ihm Beschäftigung und Befriedigung, zumal Mkulu unaufgefordert eine Handvoll Tabak herüberreicht. Beim Abschiede erklärt Dumani ein wenig tadelnd, er müsse jetzt die Antwort an anderer Stelle suchen gehen. Mkulu, der dem Gerede nicht viel Gewicht beigelegt hat, läßt ihn ein, zurückzukehren, wenn er etwas Schlüssiges in Erfahrung gebracht habe. Dumani verspricht die baldige Rückkehr mit einer großen Neuigkeit.

Aber es geschieht nur so, daß auch Zili außer einem Eimer, der ganz voll triefender Honigwaben liegt, und außer wütenden Bienen, die ihn verfolgen und wenig bekümmern, die zwei schweren Worte aus dem Forste herausbringt: „Iizwe ifile“, das Land ist tot. Da horcht Mkulu auf. Zili berichtet: „Wo Leute des Menschenvolkes im Forste sind, wird es erzählt und wird es beredet.“ Da fragt Mkulu selbst: „Zili, wer ist der Feind?“ Zili antwortet: „Niemand weiß etwas von dem Feinde zu sagen!“ Zili trottet mit dem Eimer und den verfolgenden Bienen zur Hütte. Mkulu kann deutlich hören, wie Zili spricht: „Ich grüße euch guten Leute aus dem Tiervolke. Ich muß euch mitteilen, daß das Land tot ist.“ Zilis ankämpfende Ermahnungen werden übertönt durch das Gezeter des nach den Bienen schlagenden Affen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus neuen Büchern und Schriften.

Aus: Wilhelm Pleyer: Der Pächner / Ein Grenzlandschicksal. Verlag Alb. Langen / Georg Müller, München.

„Siehst, Georg, da ist das Haus, in dem Bismarck in den letzten Jahren gewohnt hat. Dort drin sind wir gestanden selbiges Mal, dort aus der Tür ist er herausgekommen ... ja, dort ...“

Wir gingen auf einen kleinen Berg hinauf. An einem Gartentor stand ein Mann und sagte, Kinder dürfen ohne besondere Erlaubnis nicht hinein.

„Den Buben, Herr Pförtner, den lassen Sie nur mit hinein. Dem hab ich jetzt schon ein paar Jahr lang von Bismarck erzählt; in der Sache hat er schon das Alter.“ „Es tut mir leid, Vorschrift ist Vorschrift.“

„Es tut mir auch leid“, sagte der Ludwig, „aber Vernunft ist Vernunft. Der Bub ist ein gescheiter Kerl, der erzählt Ihnen von Bismarck was Neues, wenn Sie wollen. Er ist bis aus Böhmen wie ein Erwachsener mit nach Friedrichsruh gekommen, jetzt lassen Sie ihn halt auch wie einen Erwachsenen die letzten paar Schritt weiter!“

„Ganz richtig!“ sagten ein paar Herren und Frauen hinter uns. Da gab der Mann nach, aber es schaute aus, als ob er die Kröt schluckte.

Wir standen vor einer Kapelle, es war eigentlich schon mehr eine kleine Kirche. Ich flüsterte hinauf zum Patherren: „Du, Ludwig, was ist das?“

Er machte nur: „Wirst schon sehn ...“

Wir traten ein, und ich sah, daß es auch inwendig eine kleine Kirche war; aber hinter der Kanzelle, wo daheim der Altar steht, standen nur zwei kleine Häuser aus röthlichem Marmor.

Der Ludwig nahm mich bei der Hand und führte mich ganz nahe dorthin. Und ich buchstabierte die Goldbuchstaben, aus denen zu ersehen war, daß die Marmorgehäuse dem Fürsten und der Fürstin Bismarck gehörten.

Rund um sie lagen und lehnten und hingen hundert Kränze mit den Farben Schwarz-Weiß-Rot und den bekannten, so wohlbekannten Farben Schwarz-Rot-Gold, auch ganz vornehme Kränze mit lichtblauen Schleifen voll Silberschrift. War auch daran viel zu buchstabieren. Wie ich das tat, spürte ich, daß mir der Patherren mit seiner schweren Hand meine viel kleinere immer fester drückte, und auf einmal war es grad zum Schreien. Das machte er auch sonst gern, solche Albergkeiten, und ich tat auch diesmal, was ich ein anderes Mal getan hatte: „Au, au, Ludwig!“ sagte ich. Da ließ er mich los.

Und dann fing der Ludwig gar an zu singen:

„Da drinne liegt — —“

Und mit noch höherer Stimme:

„Da drinne liegt — —“

Na, Ludwig, denk ich, kannst denn da in einer Kapellen für dich singen, wenn wir nicht einmal allein sind? ...

Wie ich aufschau, an dem langen Ludwig hinauf, steht der da und hat die Hände vorm Gesicht und ruckt und schwankt wie ein Baum im Sturm.

„Ludwig, was hast denn?“

Er hört mich nicht.

Mich überfällt eine furchtbare Bangigkeit. Ich schau um mich. Hinter uns stehen tieferst die anderen Leute. Der Herr, der mit uns gefahren ist, steht auch da. Sie raunen was. Um Gottes willen, lausch ich, was ist denn?!

Da hör ich, und mich durchfähret's — —:

... a u s Ö s t e r r e i c h ...“

*

Aus: Ludw. Bäte: Der Friede. Brunnen-Verlag / Willi Bischof, Berlin SW 68.

Der Kurfürst dankte Wittgenstein mit freundlichem Händedruck. Der atmete erlöst auf, der Herr war also nicht gekommen, um ihm Vorwürfe zu machen, wie er befürchtet, als ihn sein Kurier nach Lengerich befohlen.

„Wir müssen zum Ende kommen“, sprach Friedrich Wilhelm langsam in den kalten Raum, den die beiden Altarferzen kümmerlich genug erhellen, „damit das geliebte Vaterland deutscher Nation nach so lange ausgestandenen Drangsalen in beständige Sicherheit gesetzt werde. Wir hätten unsere ansehnlichen Lande am liebsten behalten, doch wollen wir die Schmach und Unbill des Friedens wegen vergessen und dem neuen Nachbarn ein friedliebendes Gemüt und beständige treue Freundschaft zeigen.“

Es mag anfangs schwer werden“, meinte er, mit der Hand über die schon faltige Stirn streichend, „aber es muß gehen, Gottes Werk steht höher als unser Tun!“

Sie gingen die Stufen zum Altar hinunter und knieten nieder. Der winterliche Mond kam in den kalten Raum. Man hörte nichts weiter als das tiefe Atmen der Männer, das Klirren der Sporen auf dem Stein und von draußen her das dumpfe Schnauben der Tiere.

Friedrich Wilhelm bat seinen Gesandten, mit in seinen Wagen zu steigen. Die übrigen Herren setzten sich in Wittgensteins Kalesche, die schwerfällig hinterherfuhr.

Die Bürger, denen man den ungewöhnlichen Gast doch nicht hatte verheimlichen können, riefen „Vivat fridericus“ und schaukelten dann behäbigen Schrittes in die Kneipen, bei einem deftigen westfälischen Korn das Ereignis bedachtsam zu überlegen.

Der Kurfürst aber setzte unterdessen dem Grafen auseinander, wie nur ein wahrer Friede auf die Dauer möglich sei, daß nämlich jeder fürst das Seine tun müsse, um das allgemeine Interesse zu fördern, anstatt darauf zu sehen, mit fremden Staaten Bündnisse einzugehen und dadurch die Einheit des Reiches, das immer das höchste Gut eines jeden guten Deutschen bleiben müsse, wie ein Maulwurf zu unterwühlen. Separation dürfe niemals Satisfaktion finden. Es käme nicht darauf an, die Glorie des Herrschers zu vermehren, sondern stets das Wohl des ihm von Gott anbefohlenen Volkes zu heben, selbst dann, wenn der Fürst auf ein gütliches Übereinkommen verzichten müsse, was in diesen bösen Zeitläuften oft genug der Fall sei.

*

Nachstehender Abschnitt ist entnommen aus:
S. Eibl: Vom Sinn der Gegenwart.
Verlag Wilhelm Braumüller, Wien-Leipzig.

Das Reich der Deutschen.

45. Die Kraft zum Aufbau des Neuen. Soll eine Welt herangezogen, eine alte aufgelöst, umgebaut, was faul an ihr, vernichtet werden, so müssen viele Kräfte und darunter eine alle zusammenfassende am Werke sein und eine Idee muß gefunden werden, welche die neuen Kräfte sammelt und das Lebensunwürdige zerlegt.

Die zentrale Kraft ist der Lebenswille der Deutschen, die Idee, an welcher sich dieser entzündet, emporsteigert, zum Programm für eine neue Kultur gestaltet, ist der Kampf gegen Versailles und Moskau, Repräsentanten verwandten Ungeistes, zur Herausführung einer neuen Rechtsordnung als Grundlage für ein vernünftiges Zusammenleben der Völker und zur Rettung der abendländischen Bildung. Man kann geradezu sagen — wenn man sich einen Augenblick auf den Standpunkt eines höheren Geistes zu versetzen wagen wollte. —: Soll die abendländische Bildung auf eine neue Bewußtseinsstufe gehoben werden, so gab es keine aussichtsreichere Methode als die, den Lebenswillen des in der Mitte des Abendlandes gelegenen, des vieldeutigsten, vielseitigsten, auch geistig nach allen Seiten offenen und zugleich mächtigsten Volkes zu zwingen, zunächst zu einer neuen Rechtsordnung, in weiterer Konsequenz zu einer neuen Auffassung von der Wertordnung, zu einem neuen Weltbild vorzustoßen.

Der erste Gedanke, auf den sich Erkenntnis, Wille, Gefühl und Phantasie vorläufig aller Deutschen, später aller guten Europäer richten muß, ist dieser: Die sogenannten Verträge von Versailles und St. Germain sind ein ungeheurer Frevel, in Hinsicht auf die Menge der daran beteiligten Menschen der größte, in Hinsicht auf seine Wirkung für das Ansehen der abendländischen Kulturgemeinschaft der gefährlichste Frevel der bisherigen politischen Geschichte. Diese Verträge sollten, solange nicht in opportunistischer Anpassung an eine offizielle Terminologie, sondern sachlich geredet wird, nicht als Verträge, sondern nur als Vertragsbrüche bezeichnet werden. Denn sie widersprechen dem Präliminarfriedensvertrag vom 5. November 1918.

Am Rande.

Die Programmgestaltung zeugt schon vom rechten Blick und vom klaren Willen. Es ist selbstverständlich, daß die deutschen Klassiker die besondere Würdigung finden. Aber die Auswahl der Dramen muß berücksichtigen, wofür das revolutionäre Deutschland aufgeschlossen ist. Schillers „Räuber“ und Goethes „Götz von Berlichingen“ sind Dichtungen, die von heiligem Trotz erfüllt sind, dabei Möglichkeiten in sich tragen, unsere Zeit nicht nur in einzelnen Wesenszügen, sondern im Prinzip zu packen.

Selbstverständlich ist im Schaffen Kleists für Festspiele manches geeignete Werk zu finden. Und dieser tragische deutsche Dichterheros, der jene Reihe sehrender und kämpferischer Genien einleitet, deren — von den Zeitgenossen wenig geachtetes — hohes Streben dem neuen Reich galt, dieser große kämpferische Geist ist den deutschen Bühnen vielleicht noch zu wenig vertraut. Bei den Reichsfestspielen, die schon mit den „Räubern“ und dem „Götz“ zwei revolutionäre Dramen aufführen werden, wurden diesmal die großen Schauspiele Kleists zugunsten seines ausgezeichneten Lustspiels „Der zerbrochene Krug“ zurückgestellt. Wollten die Reichsfestspiele nicht einen einseitigen Charakter zeigen, so mußten sie zu dieser Lösung gelangen, die wuchtige Kampfdramen und ein festes Lustspiel auf eine Linie bringen, auf den gemeinsamen Charakter deutschen künstlerischen Schaffens.

Das neue deutsche Kulturbewußtsein besteht nun nicht in einer völligen Abschließung gegen das geistige Schaffen und die seelischen Mächte anderer Nationen. Im Gegenteil, gerade da wir uns der wahren Ursprünge auch des künstlerischen im Rassistischen, Völkischen und Landschaftlichen bewußt geworden sind, können wir die rechte Würdigung für Werke, die in anderen Ländern, in anderen Staaten entstanden, von Nicht-Deutschen gestaltet wurden, geben. Wenn solche Dichtungen auf den Reichsfestspielen Berücksichtigung für die Herstellung lebendiger Beziehungen zwischen den Völkern finden sollen, so ist es selbstverständlich, daß in erster Linie an solche Dramen gedacht wird, die dem Seelentum und dem geistigen Raum der Deutschen nicht völlig fremd sind. Shakespeares „Sommernachtstraum“ hat bei den Deutschen schon immer Verständnis erreicht. Der gewaltige englische Dramatiker findet hier die Zustimmung eines rassistisch verwandten Volkes. Das altflämische Spiel von „Lanzelot und Sanderein“ ist in einer völkischen Entwicklungslinie gesehen deutschem Wesen besonders verwandt.

Die Ehrfurcht vor den großen Geistesstaten der Vergangenheit schließt in keiner Hinsicht das stolze Bewußtsein aus, daß auch unsere Zeit starke kulturelle Werte schafft. Die künstlerische Leistung der Jetztzeit

Reichsfestspiele in Heidelberg.

Von Hans S. Keeser.

Eindringlich wird die Forderung erhoben, daß heute mit dem Bühnenspiel eine aufgeschlossene Gemeinde zum starken Erleben zusammengeschlossen wird, daß nicht wie bisher ein gesellschaftlich betontes Publikum nur Interesse, Genuß, Unterhaltungsbedürfnis gegenüber einer Prominenten-Vorstellung bezeugt.

Wenn wir wissen, daß Reichspropagandaminister Dr. Goebbels die Schirmherrschaft über die Reichsfestspiele angenommen hat, so ist uns das Gewähr, daß bei dieser bedeutsamen kulturellen Veranstaltung des neuen Reiches sich schon die geforderten Wandlungen zeigen werden. Nicht in überhafter Weise kann eine solche tieferegreifende Umstellung herbeigeführt werden. Der Revolutionär hat sich gerade im Kulturleben weniger im Tempo als in der Beharrlichkeit zu beweisen. Der „Reichsbund der deutschen Freilicht- und Volksschauspiele e. V.“, unter dem Präsidialvorsitz von Ministerialrat Otto Laubinger, ist mit der Durchführung der Reichsfestspiele beauftragt worden und hat die große Aufgabe, den neuen Geist und die innere Kraft heutigen deutschen Kulturlebens den Volksgenossen zum wahrhaften Erlebnis, den Besuchern aus dem Ausland zu achtunggebietendem Bewußtsein zu bringen. Beide Ziele zu erreichen, ist die Erfüllung zweier Voraussetzungen selbstverständlich: ein Charakter der Festspiele, der deutsches Wesen in der Ausprägung unserer Zeit innerlich anspricht, und Qualitäten hinsichtlich der Werke selbst und der Vorstellungen, so daß hohes Künstlertum zur geistigen Fülle und zur seelischen Macht wird.

muß einem strengen Maßstab gerecht werden. Richard Euringers „Deutsche Passion“, die am 1. Mai mit dem Stefan-George-Preis von Reichsminister Dr. Goebbels ausgezeichnet wurde, hat als Hörspiel in selten starker und reicher Weise deutsche Menschen in ihren Bann geschlagen. Sie wird als großes Bühnenspiel bei den Reichsfestspielen ihre Uraufführung erleben und als leidstarkes Bekenntnis zu den Scharen sprechen, die zu einer rechten Weihestunde zum Heiligen Berg hinaufsteigen.

Die Reichsfestspiele werden von der führenden Kraft bester deutscher Schauspieler getragen werden, nicht damit diese einer selbstgefälligen Pose dienen würden, sondern damit sie mit ihren klarabgestimmten Möglichkeiten ein geschlossenes und innerlich mächtiges Ensemble erfüllen. Ministerialrat Otto Laubinger, der Präsident der Reichstheaterkammer, hat selbst die Inszenierung des „Göz von Berlichingen“ übernommen, während er Dr. Niedecken-Gebhard die Leitung der übrigen Werke übertrug. Die musikalische Leitung liegt in den bewährten Händen von Hans Müller-Kray, der als Dirigent bei bedeutenden symbolischen Tänzen sich einen Namen gemacht hat. Jens Keith ist für die Tänze selbst verantwortlich. Von den Schauspielern seien genannt: Fritz Alberti, Otto Arneht, Martin Baumann, Kurt Bortfeldt, Hans Brausewetter, Lotte Brill, Volker von Collande, Berta Drews, Leonie Düval, Hans Fiebrandt, Joseph Firmans, Albert Florath, Karl Fürstenberg, Heinrich George, Alexander Golling, Clemens Haffe, Heinrich Heckroth, Egon Helms, Marianne Hoppe, Trude Moos, Hanna Ralph, Eugen Rex, Hugo Schrader, Heinrich Schroth, Christine Schürenberg, Josef Sieber, Otto Steinmann, Gerda Maria Terno, Paul Wagner, Helmut Weiß, Helmut Wittig.

Aus der durch ihre reiche Schönheit begnadeten Landschaft um Heidelberg werden die Werke herauswachsen. Vor den Ritterbauten und Ruinen des Schlosses gehen der „Göz“ und die „Räuber“ in Szene. Der Zauber des Schloßhofes wird den rechten Rahmen für das Märchenspiel des „Sommernachtstraums“ geben. Im Bandhausaal ist der feine Stimmungsreiz für das Spiel von „Lanzelot und Sanderein“ gegeben. Und auch Kleists „Zerbrochener Krug“ steht hier in der rechten Wirkung.

Auf den Höhen des Heiligen Berges aber — in den Waldungen mit den alten Kultstätten — soll auf der neuerbauten Thingstätte Euringers „Deutsche Passion“ gestaltet werden. Groß und mächtig wird hier das Bekenntnis einer stolz aufwachsenden Generation zur künstlerischen Großtat werden.

*

Goethes Botschaft an Miesmacher und Kritiker:

„Wie mancher Schuft macht sich ein Geschäft daraus, meine Werke zu verkleinern! Ich achte nicht darauf und arbeite fort!“

176

Goldene Worte für Schulungsleiter:

Aus: Friedrich Nietzsche: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben. (Frei zusammengestellt.)

Nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart dürft ihr das Vergangene deuten: nur in der stärksten Anspannung eurer edelsten Eigenschaften werdet ihr erraten, was in dem Vergangenen wissens- und bewahrungswürdig und groß ist. — Der Spruch der Vergangenheit ist immer ein Orakelspruch, nur als Baumeister der Zukunft, als Wissende der Gegenwart werdet ihr ihn verstehen. — Wenn hinter dem historischen Triebe kein Bautrieb wirkt, wenn nicht zerstört und ausgeräumt wird, damit eine bereits in der Hoffnung lebende Zukunft auf dem befreiten Boden ihr Haus baue, wenn die Gerechtigkeit allein waltet, dann wird der schaffende Instinkt entkräftigt und entmutigt. — Es gibt einen Grad von historischem Sinn, bei dem das Leben zu Schaden kommt. — Denn bei einem gewissen Übermaß zerbröckelt und entartet das Leben und zuletzt auch wieder, durch diese Entartung, die Historie. Die historische Bildung ist vielmehr nur im Gefolge einer mächtigen, neuen Lebensströmung etwas Heilsames und Zukunftverheißendes, also nur dann, wenn sie von einer höheren Kraft beherrscht und geführt wird und nicht selber herrscht und führt.

*

„Herrenmoral“? — Herrenmoral!

Von Hans Grimm.

In der Zeitung ist aus Berlin zu lesen, es habe der Staatsanwalt in einer Verhandlung wegen fahrlässiger Tötung betont, der Angeklagte besitze eine Herrenmoral und habe auch vor dem Gerichte keine Reue gezeigt. Der Staatsanwalt hat dann nach der Zeitungsmeldung die Richter aufgefordert, durch eine strenge Strafe diese Herrenmoral zu brechen.

Ich kenne den Angeeschuldigten nicht und kenne den Staatsanwalt nicht und war nicht Zeuge der Verhandlung. Ich weiß nur, daß, wenn sich die Dinge so abgespielt haben, wie sie die Zeitung darstellt, der Angeklagte ganz gewiß keine Herrenmoral dargetan hat und daß der Staatsanwalt sich also bedenklich, ja politisch sehr bedenklich, in seiner Wortwahl vergriffen hat. Ich glaube, daß diesem Vergriffen an dem Worte „Herr“ in irgendwelchen Zusammensetzungen, das in der marxistischen Agitation seinen unsauberen Anfang genommen hat und dann, auf den Offizier angewandt, in der zweiten Hälfte des Krieges den zerstörerischen Höhepunkt erreichte, ein Ende gesetzt werden sollte. Der Mißbrauch muß aufhören nicht irgendeiner Empfindlichkeit wegen — die es da gar nicht gibt — und auch nicht des guten Geschmacks, sondern des gemeinen und politischen Nutzens wegen, und das heißt bei uns der deutschen Nation und des Dritten Reiches wegen, dessen Aufbauzeit wir, noch vielfach verwirrt und geblendet und verblendet, erleben dürfen und in der wir, jeder, der tut und denkt und spricht, den Aufbau fördernd oder störend tätig sind.

Die Hoffnung und das Vertrauen auf das Dritte Reich und dazu der nordische Gedanke bedeuten doch gar nichts weniger als die frohe und andächtige und stolze Überzeugung vom Herrtüm in jedem deutschen Menschen, wie die Reformation Luthers nichts anderes bedeutete als die frohe und andächtige und stolze Überzeugung vom allgemeinen Priestertum.

Wie mag man nun, da das jahrhundertlang unterdrückte und weggelegene und volkstümlich vergessene Herrenrecht einer Klasse innen- und außenpolitisch wieder fruchtbar wird und sich anschießt, Pflichten zu bestimmen und Rechte zu fordern, wie mag man da das notwendigste Wort noch immer ungeschickt mißbrauchen? Dergleichen mag geschehen, wo ein Wahredner sich in Massengunst hineinbuhlen muß, aber ist ein Widerspruch, wo ein erwachendes Volk eben sein Herrenrecht zu gewinnen und ihm gemäß zu werden trachtet.

Ich gebrauche hier gar keine klingenden und opernhafsten Sätze; mir ist durchaus klar, daß, wenn sich von der Voithheit und dem Blute aus Herrenrecht in jedem deutschen Menschen finde, nicht jeder ein Herr sei. Herr bedeutet der höhere, an dieser Sprachwahrheit läßt sich nicht rütteln. Dazu, daß einer unter andern der Höhere sei, gehört von Anfang an zweierlei, es gehört dazu die besondere Leistung für die andern aus dem eigenen und über das eigene Lebenswerk hinaus und gehört eine zugleich stolze und bescheidene Haltung von der eigenen Sicherheit aus oder von dem aus, was Luther, der ein Herr war, die „Freiheit des Christenmenschen“ nannte.

Lärmen und Annäherung und auch Reichtum haben mit „dem Herrn“ nichts zu tun. Dagegen kann sicheres Eigentum die Haltung unterstützen und Leistungen für die Allgemeinheit wirksamer machen. Und in dieser erzieherischen oder bildenden Bedeutung des Eigentums liegt der geistige Sinn der Eigentumspflege durch den Staat.

Wo einem Volke zugesprochen werden soll, daß es ein Herrenvolk sei mit ihm besonderen Pflichten und zugehörigen Rechten — wie das jeder, der die Welt nüchtern erfährt, etwa dem englischen Volke zuspricht trotz den vielen Engländern, die just keine Herren sind und waren —, da muß es bewußt anderen Völkern vorausleisten und aus der neidlosen Gewißheit der eigenen völkischen Leistung heraus seine Haltung finden. Die Deutschen haben in der neueren Zeit etwa anderthalb Jahrhunderte vielerlei vorausgeleistet, jedoch die Einsicht, daß sie als deutsches Volk und als Nation die Mehrleistung vollbringen, begann im Auslande zum ersten Male und zögernd vor rund fünfzig Jahren und wurde bei uns selbst zum ersten Male im Kriege und zum zweiten Male volkstümlich 1933 gewonnen. Es ist kein Wunder, daß, wo die Einsicht so lange fehlte, die Haltung noch länger fehlte. Im Jahre 1919 nach dem Weltkriege vermochte der Reichsminister Erzberger im Hinblick auf den Frieden halböffentlich zu sagen: „Wir (Deutschen) müssen nur alles zugeben, dann werden sie (die Kriegsfeinde) uns schon alles verzeihen.“ Das war ein ganz haltungsloser Ausspruch und war eben keine Herrenmoral.

Es gibt nun eine politische Herrenmoral vom Staate aus, die unzweifelhaft ein ethisch und politisch höchst gefährliches Moment enthält. Und wir, die etwa draußen beim Engländer waren oder den Krieg ganz erfahren haben, haben sie sehen gelernt. Wir sind ihr als ungestrafte Rohheit und ungestrafte Unlauterkeit und ungestrafte Unsauberkeit begegnet bei Leuten in kleineren und mittleren Führerstellen, wenn der Staat im Kampfe stand und wenn die angestrenzte Staatsführung meinte, die Rettung der Institution sei Augenblicks wichtiger als die Rettung der Seele, und das Gewissen könne später nachgeholt werden. Es gibt aber nur eine echte Herrenmoral vom einzelnen aus, sie enthält weder ein ethisch noch politisch gefährliches Moment, sie besteht darin, daß einer, der sich den Trotz und die Empfindlichkeit und den Gefühlsüberschwang und jede geheime Nebenabsicht abgeprüft hat, das tut und vertritt, was recht ist, gegen sich selbst nicht weniger

als gegen die bequeme und zeitlich vorteilhafte Zustimmung der Masse.

Zur echten Herrenmoral vom einzelnen aus gehört, daß einem so innerlich wie äußerlich das eigene Wesen jedes Mitmenschen unberührbar sei, und gehört, daß einer nicht eigene ungeleistete Mühe hinter sich lasse für andere. Ich will zwei deutsche Beispiele erzählen. Jeder weiß, daß die jungen Kriegsoffiziere Kern und Fischer, die den Minister Rathenau schweren Herzens erschossen hatten — weil sie meinten, das außenpolitische Unglück Deutschlands vergrößere sich durch des Ministers Amtsführung —, als gehegtes Wild durch Deutschland flohen. Die Verfolgten wurden auf dem Wohnturme der Burg Saaleck entdeckt von Geheimbeamten. Die nicht angegriffenen Beamten beschossen aus der Deckung den Turm. Ein Schuß durchschlug ein Fenster und traf Kern. Fischer versuchte dem sterbenden Kameraden vergeblich zu helfen. Dann trug er den Toten auf das Bett des abwesenden fremden Besitzers, aber damit die Stiefel des Toten nicht etwa das fremde Bettzeug beschmutzten, schob er sorglich ein Stück Packpapier unter die Füße Kerns. Dann drückte er ihm die Augen zu, dann faltete er des Toten Hände, dann erschoss er sich selbst. Das andere Beispiel ist vor wenigen Jahren in Berlin geschehen: Zwei Bäckergejellen, nach einem Berichte der kommunistischen Partei zugehörig, entschlossen sich zum Tode durch eigene Hand. Sie erschienen in der Backstube am Spätabend, sie machten den Teig und den Ofen zum Anheizen fertig. Sie gingen danach aus dem Leben. Ich meine, das Papier und der fertige Ofen seien freilich Zeichen der Herrenmoral.

Wir lernten früher in der englischen Stunde den Satz: „The king can create a nobleman but he cannot create a gentleman.“ Der Lehrer behauptete damals — es war schon in der Zeit des vom fremden Marxismus verfälschten deutschen Gefühls und auch Sprachgefühls —, man könne den Satz in unsere Sprache nicht volldeutig übertragen. Das kann man aber sehr gut, denn wenn wir damals gesagt hätten oder sagen: „Der Kaiser vermag einen Mann wohl zum Grafen, aber niemals zum Herrn zu machen“, so ist das genau so eindeutig, und man braucht nur den Mut zur ganzen Wahrheit der Sprache zu haben, die freilich vom Volke und nicht von der Masse geformt worden ist.

Wenn nun Kaiser und König und Fürsten niemanden zum Herren ernennen konnten, so kommen die Herren, nämlich die Menschen von Haltung und Leistung, die durch ihre ureigene Wesenheit und Artung die Gemeinschaft aus der Gemeinheit immer wieder herausführen, doch einen bestimmten Weg gegangen. Wir sagen heute, sie kommen vom guten, gefunden, werttragenden Blute in einem Volke; wir können sagen, sie kommen von Gott, der das gute, gesunde, werttragende Blut erhalten hat trotz den Narheiten der Menschen. Wir leben in der Zeit, in der diese Wahrheit endlich für Deutschland erkannt worden ist, und das heißt, wir leben in die deutsche Zeit hinein, in der der Kampf der Dummheit und Bosheit gegen das gute, gesunde Blut in unserem Volke sich zu ändern trachtet in dem Kampf für das gute und gesunde und werttragende Blut in unserem Volke und also für das Herrenrecht, das in jedem deutschen Menschen vorhanden ist.

Wenn das aber alles richtig ist und auch mit jeder Folgerung einmal in der Welt richtig werden soll, dann wendet sich der Mißbrauch des Wortes Herr gegen die Volksgemeinschaft und gegen die ganze große Hoffnung unserer Nation, daß da nämlich ein Tag komme auf Erden, an dem jeder Deutsche so viel wert sei, als er Kräfte zum Leisten und Erfüllen hat.

„Bildungsgutübermittler“?

Sehr viel „Belehrsamkeit“ entstand von jeher dadurch, daß an und für sich einfache Sachverhalte möglichst umständlich dargestellt wurden, „eindruckverstärkend“ wirkt dabei immer, wenn die neugewonnenen Erkenntnisse irgendwie mit den klaren Erkenntnissen eines bedeutenden Wissenschaftlers in Gegensatz gebracht werden können.

In der „Preussischen Lehrerzeitung“ vom 29. Mai 1934 schreibt Dr. K. Heinrichs einen Aufsatz: „Bildung“, in dem er feststellt:

Krieck hebt hervor, daß durch das völkisch-politische Weltbild des heroischen Realismus hindurch ein notwendiger innerer Zusammenhang des Bildungsmühens der Schule mit der bündischen Form und der wehrhaften Charaktererziehung bestehe. Aber wir können ihm nun wieder nicht folgen, wenn er schreibt: „Ihr Weg dahin geht durch das Tor des Verstandes, der Einsicht und Belehrung, vollzieht sich also in den oberen Bezirken.“ Also auf der einen Seite Ordnung der Bewußtseinsinhalte, auf der anderen Charakterzucht. Kann man denn so Wissen und Tun, Weltanschauung und Wollen trennen; heißt das nicht den lebendigen Menschen zerspalten? Krieck muß das empfunden haben; denn er schränkt danach etwas ein: „Gewiß soll die Schule auch nach Möglichkeit auf Willen und Haltung einwirken.“ Aber was heißt schon „nach Möglichkeit“?

„Aber was heißt schon nach Möglichkeit?“ Das heißt zunächst, daß sich die Schule der Aufgabe, die ihr Krieck zugewiesen hat, keineswegs zu schämen braucht: Es ist der besondere Sinn der Bildung, dem jungen Menschen ein Weltbild zu vermitteln durch Einbau des verpflichtenden Kulturgutes, nach dem er die Zusammenhänge des Daseins verstehen, von dem aus er seine Lage, seine Stellung und Aufgabe im Leben gedanklich durchdringen, den Sinn des Lebens und der Wirklichkeitszusammenhänge deuten kann.

Dr. S. meint allerdings: „Ein mannhafter Erzieher wird sich nie mit dem ennuchoiden (!) Dasein eines Bildungsgutübermittlers abfinden. — Und wenn er das Einmaleins und das A-b-c einübt, muß der Lehrer immer noch den Weg zu Herz und Gemüt, zu Willen und Charakter seines Kindes suchen.“ Das sei dem mannhaften Erzieher unbenommen, soweit die „Möglichkeit“ dazu bei der Übermittlung des Bildungsgutes gegeben ist. (Das bedeutet „nach Möglichkeit“!) Vom politischen Bildungsgut her gesehen, darf er wahrlich kein Langweiler sein, gerade hier muß er sehr viel wissen, was wir weder ihm noch dem völkischen Nachwuchs ersparen können. Man sollte unsre wesentliche Aufgabe durch Ausdrücke wie „pauken“ und „drillen“ nicht unnötig herabzerrern. Ennuchoides Bildungsgut! Wer wagt es, ihm auch nur noch eine Stunde Daseinsmöglichkeit zu geben? Nachdem die Einseitigkeit der früheren Erziehung glücklich überwunden ist, soll unsere Jugend das Wort des Reichsunterrichtsministers beherzigen lernen: „Es gibt heute Jungen, die glauben, sie könnten hier mit einer Schwungstemme die geistige Leistung ersetzen. Das ist ein Irrtum!“ Wenn die Schule den völkischen Nachwuchs zur geistigen Leistung führt, dabei „nach Möglichkeit auf Charakter und Willen einwirkend“, dann hat sie ihre Pflicht erfüllt.

Es ist ein Irrtum zu glauben, daß damit Bildung und Erziehung zertrennt würden. Zertrennung, d. h. eine Kluft zwischen Bildung und Charaktererziehung und Willensformung tut sich allerdings dort auf, wo Schule und Bund gegeneinander arbeiten, wie es bei den Konfessionellen Bünden heute notwendig der Fall sein muß. Wo aber Schule und Bund Hand in Hand miteinander arbeiten, ich weiß, daß in dieser Hinsicht noch vieles im argen liegt, wo es

aber tatsächlich schon der Fall ist, trägt die Jugend ihr Gemeinschaftserlebnis vom Bund in die Schule, wo sie jeden, der „ihrem“ Bund noch fern steht, nur noch von der Seite ansieht. Hier liegen Möglichkeiten für die S. brach, die erst dann voll ausgenutzt werden können, wenn sich allgemein das Verhältnis zwischen Schule und S. gebessert hat. Reichsminister Rust hat im Einvernehmen mit der Führung der S. eine klare Entscheidung in der zeitlichen Beanspruchung getroffen (Sonntag der Familie, Samstag dem Bund, die übrigen Tage der Schule), sie wird der erste Schritt zur Verständigung werden.

Bevor Dr. S. das Schlusswort erteilt wird, sei noch an ein Wort Goethes erinnert: Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt. Dr. S. meint: Aufgabe der Bünde und Wehrverbände ist es, die Gegenwartshaltung zu bilden, Aufgabe der Schule aber, eine zeitlich erstreckte Haltung, d. h. Dauer und Beständigkeit zu sichern. Aufgabe der Bünde und Wehrverbände ist es, die Einsatzbereitschaft der Kräfte im zufallenden Augenblick zu bilden durch ständig vorübergehendes Entscheiden, Aufgabe der Schule aber ist es, den Einsatz der Kräfte sowohl für jene Augenblicke wie für das gesamte Leben des Jugendlichen zu sichern durch ständig vorübergehendes Handeln, Angreifen und Wehren. Aufgabe der Bünde, Wehrverbände und der Schule aber ist es, Charakter zu prägen, Willen zu stählen, Körper und Seele stets in lebenstotaler Einheit zur Funktion zu bringen. E. N.

*

Scheidung zwischen politischer und religiöser Erziehung.

Ministerpräsident Siebert unterschied anlässlich einer Rede vom 3. Mai in Würzburg zwischen politischer und religiöser Erziehung. Er führte u. a. aus:

„Wir erkennen keine andere Herrschaft über den politischen Menschen als die unseres Staates an. Die politisierende Kirche können wir nicht mehr dulden. Niemals mehr wollen wir in Deutschland politisierende Geistliche. Ist es denn für sie so schwierig, hier einen Strich unter die Vergangenheit zu machen und sich auf unsere Seite zu stellen?“ „Was wir von vornherein verlangen, ist, daß die Kirchen dem Nationalsozialismus gerecht werden, daß der Staat das alleinige Recht auf den politischen Menschen in Deutschland hat, wie auch nur der Staat allein im öffentlichen Leben auf die Jugend ein Anrecht hat. Gerade weil wir die Jugend im christlichen Sinne erziehen wollen, teilen wir dieses Arbeitsgebiet und legen die christliche Erziehung in die Hände der Kirchen, aber die Erziehung zum deutschen Menschen führen wir bei der deutschen Jugend allein durch. Ich bin auch der Ansicht und wage zu sagen, daß die gemeinschaftliche Erziehung unserer Jugend auch in der Volksschule unter Trennung des religiösen Unterrichts ein erstrebenswertes Ziel ist. Diese gemeinschaftliche Zusammenführung liegt im staatlichen und kirchlichen Interesse. Wir müssen den Glauben des anderen zu ehren verstehen.“

Der Glaube an Gott ist das Größte und Herrlichste, der Glaube, der allein einen Teil göttlichen Wesens in die Menschen legt. Das Dogma ist immer Menschenwerk gegenüber dem Glauben, der die gött-

liche Offenbarung darstellt. Der tiefste Sinn des Christentums ist die Opfertat des freien, nur in Gott gebundenen Willens. Wir müssen bei diesen Auseinandersetzungen zur Einigung kommen. Dann gibt es nichts mehr, was uns trennt im Ziel der Volkwerdung."

*

Evangelische Gemeindejugend und GJ.

Nach der im Dezember vorigen Jahres erfolgten Eingliederung der evangelischen Jugendverbände in die Sittlerjugend mußte die evangelische Kirche zu einer Neuordnung ihrer Jugendarbeit kommen, weil es nach der Eingliederung keine Jugendverbände im alten Sinne mehr gab. Ende April ist nun die „Ordnung für die Evang. Gemeindejugend (E. G. J.)“ erschienen, die die kirchliche Jugendarbeit neu regelt. Wir lesen darin, daß die alte, verbandsmäßige Form für die Jugendarbeit an den Jahn- bis Achtzehnjährigen aufgehoben ist und keine Mitgliedschaft mehr besteht. An ihre Stelle ist die alle umfassende E. G. J. getreten. Man könnte sich über diese großzügige Vereinigung der bisher in viele Gruppen aufgeteilten evangelischen Jugend freuen, wenn nicht im selben Abschnitt der Satz stünde: „Für die über Achtzehnjährigen bleibt die Verbandsarbeit erhalten.“ Weiterhin wünscht die Kirche ausdrücklich, daß die Angehörigen der E. G. J. nach Vollendung des achtzehnten Jahres in die — also offenbar weiterbestehenden — Jugendverbände übertreten. Das Ziel der GJ. aber ist die Überführung in die SA. Die Forderung der Kirche steht der vertrauensvollen Zusammenarbeit von E. G. J. und GJ. im Wege. Man gewinnt den Eindruck, daß einerseits der Wille zur Schaffung einer großen, einheitlichen Gemeindejugend wohl vorhanden ist, daß aber andererseits die Kirche auf die bisherigen Jugendverbände nicht verzichten möchte und sie in irgend einer Form beibehalten will. Das ist keine klare Entscheidung, sondern eine Kompromißlösung und entspricht nicht dem Willen unserer Jugend, die nach einer eindeutigen Neugestaltung auch des kirchlichen Lebens verlangt.

Wir lesen aber noch weiter im zweiten Teil der „Ordnung für die E. G. J.“: „Soweit es sachlich geboten erscheint, sind überparochiale Kreise im Sinne ständischer Arbeit (z. B. höhere Schüler und Hausgehilfinnen) ... zulässig.“ Damit ist also der Weiterbestand z. B. der „BK.“ (Bibelkreis), der sich aus Schülern höherer Lehranstalten zusammensetzt, auch innerhalb der Gemeindejugend gestattet als „ständische Arbeit“. Uns ist es unerfindlich, weshalb „höhere Schüler“ Sonderbünde innerhalb unserer Volkjugend bilden sollen, und was diese Bünde mit ständischer Arbeit zu tun haben! Der Begriff „ständisch“ ist hier völlig mißverstanden und wird dazu benutzt, kleinbürgerliche Sonderbünde zu rechtfertigen. Und das geschieht ausgerechnet zur selben Zeit, in der Sittlerjugend unter dem Leitsatz: „Nieder mit dem Standesdünkel“ ihre Schülermützen öffentlich verbrennt!

Das sollte auch der Kirche zu denken geben!

y.

*

Sehr gut!

Wir freuen uns aufrichtig, in dem Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend: „Wille und Macht“ — über Günther Gründels Buch u. a. folgende Sätze lesen zu können: Gründels „Jahre der Überwindung“ ist

im Geiste eines Hochmutes geschrieben, der schon kaum mehr überboten werden kann. Der Mann, der die „Sendung der jungen Generation“ schrieb und damit sehr glücklich die Jugend von 1925 in ihrem suchenden Ringen erfaßte, ist in das Lager aufgeblasener Literaten herabgestiegen, die — wie er von sich selbst sagt — „zufällig nicht einmal eingetragene Parteigenossen sind“. (1) Aus der Froschperspektive läßt sich ein Elefant nicht umbringen. Intellektuelle wie Gründel sollten sich an Meister der Form und des Geistes nicht so überheblich heranwagen — sie werden dabei nur das Opfer der Lächerlichkeit“. Man lese in der Folge 6 unserer Buchbesprechungen das Urteil von Hans Schmid. Wie man es auch machen kann, zeigt folgende Besprechung desselben Buches in einer Zeitung, die einmal auf Wohlverhalten nicht genannt werden soll. Sie ist vom Standpunkt der Standpunktlosigkeit aus geschrieben, der ohne Zweifel den einen Vorteil hat, daß man keinen Standpunkt zu verteidigen braucht:

Gegen Oswald Spenglers Buch „Jahre der Entscheidung“ ist eine ganze Reihe von Erwidern und Ablehnungen erschienen. Dr. E. Günther Gründel nennt seine Schrift „Jahre der Überwindung“ und bringt außer seiner Abrechnung mit dem Gelehrten eine Darstellung der Aufgabe der deutschen Intellektuellen und eine weltgeschichtliche Sinndeutung des Nationalsozialismus. In dem Abschnitt über den Intellektuellen und das neue Deutschland stehen auch beachtliche Gedanken über Kritik. Sie erscheinen uns sehr zeitgemäß, weil vielfach die Meinung verbreitet ist, jede Kritik sei heute zumindest unerwünscht, wenn nicht gar verboten. In dieser allgemeinen Form bedeutet das unzweifelhaft einen Irrtum. Man muß jedoch über das Wesen der Kritik im klaren sein. Wir haben, meint auch der Verfasser, von ihm vielfach noch eine falsche Auffassung. Vom böswilligen Zerunterreißen und häßlichen Zerlegen über die sachliche Beurteilung bis zur werterschöpfenden Kritik ist ein weiter Weg. Die fruchtlose Verneinung hat aufrechten Denkern noch niemals zugesagt. Andererseits ist eine aufbauende und aus gutem Willen kommende Beurteilung so wertvoll, daß man ihr dankbar sein müßte. Der Verfasser sagt unseres Erachtens denn auch sehr richtig: „Es wäre in der Tat slavisch und inferior, gegen besseres Wissen und Gewissen unterschiedslos alles gutzuheißen, was „oben“ geschieht. Die eigentliche Aufgabe der Kritik ... ist die bejahende des Bessermachens, der positiven Vorschläge zur Abstellung irgendwelcher Mißstände. Wir werden künftig in Deutschland alle Kritik, sei es mündliche, sei es gedruckte, unter dem Gesichtspunkt einer neuen Auffassung unter die Lupe nehmen, für die Kritik nicht mehr nur ein „Recht“ ist, sondern ein Amt. Und es wird von nun ab auch das umgekehrte Recht gelten, Kritik am Kritiker selbst zu üben.“ Er nennt es dann eine große Tat, daß gegen die „Kritiker aus Mißvergnügen“, gegen die sehr verbreitete Art von „Kritikern aus Mangel an Ja“ vorgegangen wurde. „Dieses Durchgreifen aber war niemals so gemeint, daß auch nach Überwindung des mit jeder Mobilmachung einhergehenden „Ausnahmezustandes“ nun etwa alle Kritik überhaupt verboten sei. Im Gegenteil, sachliche, ressentimentfreie, verantwortungsbewußte Kritik ist nicht nur erlaubt, sondern als aufbauendes Element erwünscht und notwendig.“ Wir Lehrer und alle sonstigen Berufsstände, deren Tätigkeit zum überwiegenden Teile vom Beurteilen her gestaltet ist, so daß diese geistige Haltung naturgemäß auch leicht im Außeramtlichen mitbestimmend wird, werden derartige Auslassungen mit besonderer Anteilnahme lesen.

E. V.

In der Monatschrift „Die Sonne“¹ stellt Franz Uz zwei Texte einander gegenüber.

Judentum.

(Altes Testament. 1. Mose, Kap. 47, 13—21, 25, 26.)
Es war aber kein Brot in allen Landen, denn die Teuerung war fast schwer, daß das Land Egypten und Canaan verschmachtetem vor der Teuerung. / Und Joseph brachte alles Geld zusammen, das in Egypten und Canaan gefunden ward, um das Getreide, das sie kauften; und Joseph tat alles Geld in das Haus Pharaos. / Da nun Geld gebrach im Lande Egypten und Canaan, kamen alle Egypter zu Joseph und sprachen: Schaffe uns Brot! Warum lässest du uns vor dir sterben, darum, daß wir ohne Geld sind? / Joseph sprach: Schaffet euer Vieh her, so will ich euch um das Vieh geben, weil ihr ohne Geld seid. / Da brachten sie Joseph ihr Vieh; und er gab ihnen Brot um ihre Pferde, Schafe, Kinder und Esel. Also ernährte er sie mit Brot das Jahr um alle ihr Vieh. / Da das Jahr um war, kamen sie zu ihm im andern Jahr, und sprachen zu ihm: Wir wollen unserm Herrn nicht verbergen, daß nicht allein das Geld, sondern auch alles Vieh dahin ist zu unserm Herrn; und ist nichts mehr übrig vor unserm Herrn, denn nur unsere Leiber und unser Feld. / Warum lässest du uns vor dir sterben, und unser Feld? Kaufe uns und unser Land ums Brot, daß wir und unser Land leibeigen seien dem Pharaos; gib uns Samen, daß wir leben und nicht sterben, und das Feld nicht verwüste. / Also kaufte Joseph dem Pharaos das ganze Egypten. Denn die Egypter verkauften ein Jeglicher seinen Acker, denn die Teuerung war zu stark über sie. Und ward also das Land Pharaos eigen. / Und er teilte das Volk aus in die Städte, von einem Ort Egyptens bis an den andern. / ... / Sie sprachen: Laß uns nur leben und Gnade vor dir, unserm Herrn, finden; wir wollen gerne Pharaos leibeigen sein. / Also machte Joseph ihnen ein Gesetz bis auf diesen Tag über der Egypter Feld, den fünften Pharaos zu geben; ausgenommen der Priester Feld, das ward nicht eigen Pharaos.

¹ Armanen-Verlag, Leipzig.

Deutschtum.

(Aus Kugler, Geschichte Friedrichs des Großen, II, 13.)
Diese Gesinnungen der Treue gegen sein Volk, die bei den Fürsten jener Zeit selten geworden waren, betätigte Friedrich zu gleicher Zeit auf eine Weise, die ihm allgemeine Liebe bereiten mußte. Der letzte Winter hatte länger als ein halbes Jahr in anhaltender Strenge über dem Lande gelegen, allgemeine Teuerung, Hungersnot an vielen Orten waren die Folge davon. Die Stimme des Elends aber hatte das Ohr des jungen Königs schnell erreicht. Schon am zweiten Tage nach seinem Regierungsantritt ließ er die reichlich gefüllten Kornspeicher öffnen und das Getreide zu sehr wohlfeilen Preisen verkaufen. Wo die Vorräte nicht zureichten, wurden bedeutende Summen ins Ausland geschickt, um Getreide zu gleichem Zwecke aufzukaufen. Ebenso wurden die königlichen Forstämter angewiesen, das erlegte Wild für geringe Preise anzubieten. Mehrere Abgaben, welche auf dem Erwerb der Nahrungsmittel lasteten, wurden für einige Zeit gänzlich aufgehoben. Endlich wurden größere und kleinere Summen, die man durch verschiedene Ersparnisse im Staatshaushalte gewann, bar unter die Dürftigsten verteilt . . .

Im Testament des großen Königs vom Jahre 1752 findet sich folgendes: Die Getreidelager für das Land dienen dazu, das Gleichgewicht zwischen den Städten und dem platten Lande aufrechtzuerhalten, in den Städten zu verkaufen, wenn das Korn zu teuer ist, und auf dem Lande einzukaufen, wenn der Preis dafür zu niedrig steht. Man bedient sich ihrer auch zu Vorschüssen für den Adel und die Bauern, die irgendwelche Not leiden und zugrunde gehen müßten, wenn man ihnen nicht auf diese Weise sofort Erleichterung verschaffte. Die für das Land bestimmten Getreidelager enthalten jetzt 8000 Wispel Korn. Als Regel gilt, daß das Korn in Berlin nicht über einen Taler steigen und auf dem Lande nicht unter den von der Kammer angelegten Preis sinken darf. Dieser Preis beträgt in der Kurmark 16, in der Neumark und bei Stettin 14 und in Ostpreußen und im Lauenburgischen 12 Groschen.

